

C. A. WETTERBERGH.
(Onkel Adam)

Daheim.

Ein neues Genrebild aus dem Alltagsleben

von

Onkel Adam

(Dr. C. A. Wetterbergh.)

Aus dem Schwedischen von Dr. C. F. Schirf.

II

Leipzig 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Pesth 1856.
C. A. Hartleben.

Daheim.

Zweiter Theil.

Die Geschichte des Kreuzes.

Die sämmtlichen Juweliere der Hauptstadt stimmten darin überein, daß das Kreuz höchstens vierzig bis funfzig Reichsthaler werth wäre, und dies noch obendrein in Reichsschuldenscheinen *). „Lieber Ernst!" sagte Axel zu seinem Freunde Malmén, der noch in diesem Augenblicke fortfuhr zu studiren, jetzt aber bessere Gelegenheit dazu hatte als ehemals, weil er die Stelle eines Bibliothekars bei einem der Magnaten Schwedens erhalten hatte — „lieber Ernst! das war eine dumme Reise, und es ist nicht genug, zu wollen, man muß auch können."

Magister Malmén, dessen Kopf mit gelehrtem Plunder angefüllt war, nahm selten recht lebhaft Theil an den poetischen Ausflügen seines Freundes. Inzwischen hatte er sich mit besonderem Interesse an die Familie auf Lundby und der Beschreibung gemäß an die praktische Fredrika geheftet; denn gerade so hatte er sich immer eine Hausmutter gedacht, nämlich so, daß der Mann nicht im allermindesten an die Haushaltung zu denken brauchte, sondern für sich selbst in einer andern Welt leben könnte. Eine Frau kam ihm vor wie ein Anker, welcher

*) Drei solche Thaler sind gleich zwei Reichsthaler Banco.

Anm. d. Ueb.

Sammlung
Schwedischer Novellen.

II.

Daheim.

Ein neues Genrebild aus dem Alltagsleben

von

Onkel Adam

(Dr. C. A. Wetterbergh.)

Aus dem Schwedischen von Dr. C. F. Schirf.

Zweiter Theil.

Leipzig 1856. | Pesth 1856.
W. Einhorn's Verlag. | C. A. Hartleben.



C. A. WETTERBERGH.
(Onkel Adam)

Daheim.

Ein neues Genrebild aus dem Alltagsleben

von

Onkel Adam

(Dr. C. A. Wetterbergh.)

Aus dem Schwedischen von Dr. C. F. Schirf.

II

Leipzig 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Pesth 1856.
C. A. Hartleben.

Daheim.

Zweiter Theil.

Die Geschichte des Kreuzes.

Die sämmtlichen Juweliere der Hauptstadt stimmten darin überein, daß das Kreuz höchstens vierzig bis funfzig Reichsthaler werth wäre, und dies noch obendrein in Reichsschuldenscheinen *). „Lieber Ernst!“ sagte Axel zu seinem Freunde Malmén, der noch in diesem Augenblicke fortfuhr zu studiren, jetzt aber bessere Gelegenheit dazu hatte als ehemals, weil er die Stelle eines Bibliothekars bei einem der Magnaten Schwedens erhalten hatte — „lieber Ernst! das war eine dumme Reise, und es ist nicht genug, zu wollen, man muß auch können.“

Magister Malmén, dessen Kopf mit gelehrtem Plunder angefüllt war, nahm selten recht lebhaft Theil an den poetischen Ausflügen seines Freundes. Inzwischen hatte er sich mit besonderem Interesse an die Familie auf Lundby und der Beschreibung gemäß an die praktische Fredrika geheftet; denn gerade so hatte er sich immer eine Hausmutter gedacht, nämlich so, daß der Mann nicht im allermindesten an die Haushaltung zu denken brauchte, sondern für sich selbst in einer andern Welt leben könnte. Eine Frau kam ihm vor wie ein Anker, welcher

*) Drei solche Thaler sind gleich zwei Reichsthaler Banco.
Anm. d. Ueb.

das Schiff trotz alles Wechsels der Ebbe und der Fluth im Taschenbuche*) stets an demselben Orte festhalten sollte; denn selbst auf die Untiefe los zu steuern, das fiel ihm gar nicht ein. Also wegen der Fredrika — nicht wegen der geistig himmlischen Stafwa, nicht wegen der webenden Lina, nicht einmal wegen der niedlichen Emma, die recht gut für Axel Friman passen konnte — wegen nichts anderen, als wegen der Haushälterin, begann auch er für die kleine Familie auf Lundby zu denken.

„Ich habe,“ so begann er daher, „weiter nichts als mein kleines Gehalt bei den Sammlungen, das ist meine ordentliche Einnahme — und so ein wenig hier und...“

„Ich habe mich wirklich nicht an Dich gewendet,“ fiel ihm Axel ärgerlich ins Wort, „um aus Deiner jämmerlichen Kasse zu pumpen; daß ich diese kenne, mußt Du wohl wissen.“

„Behüte Gott!“ entgegnete der Freund ruhig, „wenn ich nun kein Vermögen habe, so meine ich, es könnte wohl sonst jemand dazwischen treten.“

„Nun, wer denn, lieber Ernst? — Du bist so verd—t ruhig, daß ich wüthend auf Dich werden kann.“

„Ach so!“ lächelte Ernst, völlig sicher in dieser Rücksicht, „ach so! doch denke: wenn Du ganz einfach zu der Tante Odelstam gingest und...“

„Zu ihr? Nein, bist Du toll und besessen?“

„Nein, das eben nicht... Rede Du für sie... Die Alte ist reich... Du glaubst ja sogar, daß sie ihnen heimlich in jedem Jahre zweihundert Reichsthaler schickt, und dies ist alles, was sie haben... Nun wohl! stelle Du die Sache vor... es kann ja nicht schlimmer damit gehen, als daß sie verunglückt.“

*) In Schweden sieht man im allgemeinen Gebrauche fast nur Papiergeld. Anm. d. Ueb.

Axel stand still, denn bisher hatte er mit schnellen Schritten die Bibliothek gemessen. — „Wenn ich ginge!“

„Ja, versuche! Erzähle ihr, daß fremde Leute ihnen gerne helfen möchten... nimm Dich selbst als Beispiel. — Unmöglich kann die Tante wissen, daß Emma...“

„Kein Wort davon... daraus kann nichts werden — der verdammte Magen!... Ernst! es ist ein Fluch, daß man nicht blos Herz ist!... Nun? weiter!“

„Ja, sprich Du Vernunft mit ihr.“

„Vernunft mit einer alten Ihro Gnaden? Nun wahrhaftig, Du bist doch der unpraktischste Mensch, den ich kenne! Nach Deines Gleichen kann man lange suchen!“

„Warum denn nicht, wie ich sage?“

„Vernunft reden mit ihr, die ohne allen Grund die herzensgute Gustafwa nach Hause geschickt hat!... Ha, ha, ha!“

„Mache Du dennoch den Versuch!... So!... Einen Entschluß, Axel!“ sagte Magister Malmén und legte seine Hand dem Freunde auf die Schulter... „Hast Du nicht Muth, Deinen Freunden durch einige unangenehme Augenblicke zu dienen?“

Diese Vorstellung traf in dem Jünglinge auf eine weiche Stelle. Er nahm seinen Hut und ging — gerades Weges zu der Tante Odelstam.

Es war um fünf Uhr an einem Nachmittage zwischen Weihnachten und Neujahr. Die Laternen auf den Straßen waren schon angezündet, hie und da leuchtete in den Fenstern Licht, während man in andern blos den flackernden Schein des Ofenfeuers bei jemand bemerkte, der seine Dämmerungsstunde feierte.

In der Treppe der Tante Odelstam brannte ein kleiner, in einem Glase schwimmender Docht dunkel und düster scheinend

auf die weißen Wände. Axel klopfte an... kein Laut... er klopfte noch einmal... endlich vernahm er die Schritte jemandes, der die Thür vorsichtig öffnete und fragte, wer da wäre.

„Grüße von dem Magister Axel Friman, der von dem Sjöryder Kirchspiele mit Grüßen kommt!“ sagte der Jüngling. „Ich muß die gnädige Frau treffen!“

Die Thür wurde geschlossen, und nach langer Zögerung kam die alte Jungfer zurück und hieß den Herrn eintreten. Es kam dem Magister vor, als träte er in die Unterwelt ein und als wäre er jetzt an dem Cerberus vorbei gekommen.

Die gute Jungfer führte unsern Axel in eine Art von Vorzimmer, wo es in einem Kamine brannte, übrigens jedoch ziemlich dunkel war. „Haben Sie die Güte, sich erst ein wenig zu wärmen,“ bat sie freundlich. „Sie sind so kalt, Herr, und ich darf Sie nicht einlassen: die gnädige Frau könnte sich erkälten.“ Sie war also bedächtig: er sollte im Vorzimmer Quarantaine halten, damit der Winter hinweggehen möchte, ehe er Audienz erhielte.

Endlich erhielt er Audienz.

Bei seinem Eintritte erhob sich eine alte Frau von einem kleinen Sofa, auf welchem sie eingebettet zwischen einigen Kissen gesessen hatte. — „Willkommen, Herr Magister!“ sagte sie freundlich. „Ich habe Sie als einen ehrenwerthen jungen Mann und überdies als einen Bekannten auf Lundby loben hören.“

Dieser Gruß kam Axel so gänzlich allen bisher über die Tante erhaltenen Beschreibungen widersprechend vor, daß er sich nur ganz still verbeugen konnte.

„Nehmen Sie Platz, Herr Magister!... Hier, näher!“ bat die Alte. „Ich kann den Zweck Ihres Besuches fast errathen.“

„Wie, Frau Oberstin?“

„Es steht nicht gut auf Lundby — ist es nicht so?“

„Ja!“

„Sie wissen die Sache — Ich weiß ganz genau, was dort vorfällt, und... Sie wissen also, daß ich die Ursache bin... Ja, Herr Magister! es hat gezehrt an meinem alten Herzen, daß ich gezwungen war... doch das erfährt er früh genug, wenn wir uns treffen.“

Axel verstand kein Wort von der ganzen Rede.

„Sie lieben ihre Schwester... ehrlich... ja.!. ich weiß es... ohne Falsch.“

Axel verbeugte sich und dachte in aller Eile: „Wer zum T— ist hier vor mir gewesen? Ich habe ja dem Mädchen kein sterbendes Wort gesagt... und dennoch?“

„Sie sehen verlegen aus, lieber Magister! Doch ich weiß von der Sache mehr, als vielleicht Sie selbst,“ fuhr die Alte fort... „Doch gleichviel!... Gustafwa... reden Sie frei heraus! Ist sie sehr krank?... Ist sie... vielleicht todt?“

„Nein, Frau Oberstin!“

„Also lebt sie... und ist gesund?... Ist sie besser? Ihre Brust hat ja sehr gelitten?“

„Ja, sie leidet immer noch; aber sie lebt, Gott sei gedankt, noch, wenn sie auch matt ist.“

Die Alte schwieg einige Augenblicke. „Lieber Magister! es ist ja gewöhnlich: wenn die Lampe im Begriff ist zu verlöschen, so sind einige Wassertropfen auf dem Boden, ein wenig Feuchtigkeit, die niedergeschlagen ist, und da knistert der Docht und erlischt gleichsam murrend über sein Schicksal. — Lieber Magister! so ist es auch mit mir, vielleicht mit Allen: so rein auch die Flamme gebrannt hat, ist doch stets etwas Schwereres auf den Boden niedergefallen, ist doch irgend ein Vorwurf,

irgend eine Sünde heraufgekommen, wenn die letzten Tropfen in dem Dochte verzehrt werden. Und da murren wir und wollen länger leben; doch eben der Tod ist es, der entdeckt, was auf dem Boden vorhanden ist... Ja, ich habe Gustafwa's ganzes Glück vernichtet, ich habe, so zu sagen, einen Kindesmord an ihrer Glückseligkeit begangen, weil ich wußte, daß diese zu einem Fluche erwachsen würde. Doch das weiß sie nicht, und sie leidet... ach! Sie wollte mir nicht glauben, und sie konnte einer alten Tante mit einem verstockten Herzen, die noch obendrein reich war, nicht glauben. Nein, das wußte ich recht gut."

„Sie beklagt sich nicht über Sie."

„Nein, ich kenne sie! Sie klagt nicht und klagt mich nicht an; aber dennoch leidet sie und... sie stirbt bald in ihrer Sehnsucht nach einer Welt, in welcher sie alles verstehen wird."

Axel hatte kein Wort zur Erwiederung, seine Verlegenheit wurde immer größer. Wie sollte er sein Anliegen vorbringen?

„Sie wundern sich, daß ich Sie kenne, und daß ich Sie so genau kenne, mein lieber Herr Magister! Doch ich weiß das aus guter Hand — einerlei aus welcher. Genug: Sie sind ein ehrenhafter junger Mann, und ein solcher ist selten in diesen Zeiten... Doch was wünschen Sie?"

Axel erzählte nun die ganze Sache und daß er gekommen wäre, um Hilfe zu suchen. „Ein Freund," fuhr er fort, „meinte eine Kostbarkeit zu besitzen und wollte dieselbe opfern; aber es war keine Kostbarkeit... und da..."

„Was war das für eine Kostbarkeit?" fragte die Alte, ohne die Frage zu beantworten, die so deutlich in seiner ganzen Darstellung lag.

„Hier ist sie!“ sagte der Magister, und zog das alte Kreuz aus der Tasche.

Die Hände der Alten zitterten, sie schlossen sich convulsivisch um das Kreuz. „Dieses! dieses! … Kommst Du jetzt zurück?“ röchelte sie — und sank leblos auf die Kissen nieder.

Axel erschrak und sprang auf; die alte Magd kam herein, auch in ihren Zügen malte sich der Schrecken. „Herr! In Gottes Namen, was haben Sie der gnädigen Frau gesagt? Mein Gott, sie stirbt gewiß! Laufen Sie nach dem Arzte, Herr! Ach! warum ließ ich Sie ein! Laufen Sie!“

Axel schauderte zusammen; er meinte, ein Cainszeichen brennte auf seiner Stirn. — „Wo wohnt der Arzt?“

„Nr. 25, hier gleich neben an!“ rief die alte Jungfer. „Eilen Sie nur!“

Während der Zeit rieb sie die Schläfe der Tante und holte alle Arten Tropfen hervor, die sie kannte, und ehe der Arzt kommen konnte, war die Alte aus ihrer todtenähnlichen Betäubung erwacht. „Halte ich ein Kreuz in meinen Händen?“ fragte sie die treue Dienerin.

„Ja, Ihre Gnaden!“

„Also war es kein Traum? … Uebrigens habe ich von dem Kreuze oft geträumt. … Sage: wo ist der Magister?“

„Er lief nach dem Arzte.“

„Ach so! der Arzt kommt! … Es war so gefährlich nicht, und … wenn ich gestorben wäre, liebe Carin, so … Ich bin ja so alt, daß es bald geschehen muß — und da kann kein Arzt helfen.“

Nach einigen Augenblicken trat der Doctor Lambert ein mit dieser mitleidsvollen Miene, die er ein für allemal bei vornehmen Kranken zu tragen gewohnt war.

„Und die Oberstin haben einen Anfall gehabt … Ihre

Gnaden haben wirklich bewunderungswürdige Kräfte! Der Puls hat sich wieder gehoben ... Sie haben eine starke Seele, die den Körper belebt!"

„Dank, Herr Doctor, Dank! ... Es thut mir leid, daß man Sie bemüht hat."

„Behüte! Es ist ja meine Pflicht! ... Inzwischen muß ich auf etwa acht Tage verreisen, und da ist mein Freund, der Leibmedicus Temell so gütig, meine Praxis zu übernehmen. Er wohnt Nr. 75."

Der Doctor blieb noch einige Minuten und ging.

„So! jetzt kann ich ausathmen! ... Warum mußtest Du mit Deinem vergifteten Athem die Freude und das Leben in dem Herzen des Kindes vergiften?" flüsterte die Alte, als er hinausging.

Am folgenden Tage.

„Jetzt ist er wieder draußen und fragt, wie die gnädige Frau sich befindet.“

„Wer?“

„Der Magister Friman! Ich sagte: die gnädige Frau ist so matt, daß er nicht hereinkommen darf.“

„Liebe Carin! ich bin gesunder und stärker als jemals — ich habe in dieser Nacht besser geschlafen als zuvor — drei ganze Stunden — das ist viel, wenn man achtzig ist — siehst Du: da man sich dem ewigen Schlafe nähert, so hat man keine Zeit, die wenigen Augenblicke zu verschlafen. ... Laß ihn hereinkommen!“

„Mir ist aber so bange, daß er Ihre Gnaden wiederum alteriren wird,“ wendete Carin ein.

„Nein; aber er soll sein Kleinod wieder haben.“

„Ja; ich will es ihm geben — es ist ein recht garstiges, häßliches Kreuz!“

„Häßlich? das verstehst Du nicht! ... Laß ihn hereinkommen!“

Als Axel jetzt eintrat, saß die Alte aufrechter in ihrem Sofa, als am gestrigen Abende; ihre magern Wangen schienen übergossen zu sein mit etwas Frischem, und die Augen hatten gleichsam einen Glanz.

„Willkommen, lieber Magister!“ sagte sie lächelnd. „In meiner Jugend pflegten die jungen Damen in Ohnmacht zu fallen, das forderte damals die Mode — ich konnte es niemals, denn ich war nicht vornehm, nicht gefühlvoll genug; doch nun im Alter kommen die alten Maximen zum Vorschein... Sie wurden gestern sehr erschreckt?“

„Ja, beste Frau Oberstin! Gott sei Lob und Dank, daß Sie besser wurden!“

„Es scheint in dem Buche des Schicksals geschrieben zu stehen, daß Sie mein Vertrauter werden sollen ... Nicht wahr: Sie sind eine praktische Natur, und werden daher einsehen, daß eine alte Frau nicht blos ein abgetragener Modeartikel ist!“

„Nein, nein — das ist sie gewiß nicht!“ sagte Axel und küßte die magere Hand der Alten.

„Lieber Magister! Ich sehe Thränen in Ihren Augen ... diesen traue ich! ... Wissen Sie: es ist hart, wenn man mit keinem Menschen reden kann, da das Herz voll ist ... und, sehen Sie, jetzt ist das meinige voll! Auch bin ich,“ fuhr sie langsamer und mit größerem Nachdrucke fort, „auch bin ich Ihnen meine Erklärung schuldig ... Sie werden das Geheimniß bewahren ... nicht wahr?“

„Ja, ich gelobe es bei meiner Ehre!“

Die Oberstin lächelte. „Geloben Sie nicht bei Ihrer Ehre: das ist so gewöhnlich; doch geben Sie mir Ihre Hand, und versprechen Sie einer alten Frau, die am Rande des Grabes steht, daß Sie nicht zur Unzeit ihre Mittheilung erzählen wollen! Nachdem ich todt bin, nachdem alle Erinnerungen todt sind — da mögen Sie gern Alles der ganzen Welt erzählen.“

„Ja, ich verspreche es Ihnen heilig — gute, verkannte Mutter!“ sagte Axel tief gerührt und ergriff ihre Hand.

„So soll es sein, Magister Friman.“

„Dieses Kreuz,“ so begann sie, nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen hatte — „dieses Kreuz hat mir gehört. Ich verschenkte dasselbe einmal, und da versprach ich: wenn ich es jemals wieder sähe, so wäre es ein Gruß von einem Freunde... einem Herzensfreunde ... und ich habe gelobt zu ihm zu kommen, wenn er nicht zu mir kommen könnte.“ Die Alte schwieg lange und der einzige hörbare Laut im Zimmer war das einförmige Tiktak der Uhr.

„Jetzt hat er mir durch Sie das Zeichen geschickt, und ich komme bald.“ — Wiederum eine lange Pause. — „Lieber Magister! es ist eine achtzigjährige alte Frau, welche jetzt kommt, anstatt eines achtzehnjährigen Mädchens ... doch einerlei! ... ich werde wohl jünger.

„Mein Freund starb vor einem halben Jahrhunderte: er ging mir voran, und jetzt schickt er dennoch dieses Zeichen. Jetzt sagt er nicht mehr: das Schicksal trennt uns, lebe wohl! sondern: Hier hast Du das Zeichen! Bist Du bereit zu kommen?

„Lieber Magister! das ist nun schon über sechzig Jahre her. Damals war ich jung, das Blut strömte frisch in meinen Adern und schlich nicht durch dieselben wie jetzt, als fürchtete es, das Herz, von welchem es ausgeht, könnte stille stehen, ehe die wenigen Tropfen im Stande sind zurückzukehren.

„Aber ich hatte das Unglück reich zu sein. Ich wurde daher früh ein Gegenstand der Speculation, eine Münze, die im Welthandel Werth hat, anstatt ein geschlossener Brief zu sein, den nur ein Einziger kennen lernen wollte.

„Früh wurde ich von Anbetern umschwärmt. Vielleicht

liebte mich einer derselben; doch welcher das war — das wußte ich nicht.

„Da erschien unter den Uebrigen ein Jüngling, schön, liebenswürdig, und er wurde von meinen Eltern begünstigt, denn er war von hoher Geburt, er konnte mich am Hofe einführen, meine Namenschiffre — die der Kaufmannstochter — sollte unter einer gräflichen Krone mit der seinigen verschlungen auf der Kutschenthür und auf den Knöpfen der Bedienten stehen. Ich wundere mich nicht über meine Eltern, daß sie eine solche Ehe für ein Glück hielten.

„Täglich kam er, und mit jedem Augenblicke meinte ich, daß ich ihm am besten trauen könnte. Es lag etwas so Ehrliches in seinen Augen, etwas so Herzensgutes in seinem ganzen Wesen ... ach! so war er. Aber ich wußte noch nicht, wie hoch ich ihn lieben würde. Sie lächeln nicht, Herr Magister? — Das ist nun über sechzig Jahre her.

„Noch hatte er kein einziges Wort von Liebe gesagt, doch sah ich, daß er mich liebte, und freute mich in meiner Seele. Was aber klar und deutlich war, und was mir doch auch sonderbar vorkam, war, daß er trotz aller Gelegenheiten, die meine Eltern ihm gaben, niemals diesem Gefühle Worte gab; ja er nahm oft, wenn wir allein waren, meine Hand, blickte mir ins Auge und sagte, „Sie sind ein edles Mädchen! Wollen Sie meine Freundin sein?"

„Ja — ja — ja!" sagte ich. Doch er fragte nichts mehr.

„An einem Abende saßen wir wieder allein bei einander. Da ergriff er wiederum meine Hand und sagte: „Georgina! Du bist ein edles Mädchen — allzu edel, gut und lieblich, als daß Du so behandelt werden solltest!"

„Wie so? — reden Sie!" bat ich, und ließ meine Hand in der seinigen ruhen.

„Wollen Sie meine Freundin sein?" fuhr er fort. „Ich bin unglücklich — werde es auch bleiben — doch betrügen kann ich Sie nicht — nein, Georgina! Ich kam hieher um der Reichthümer Ihres Vaters Willen: ich gehe ärmer als je von hinnen."

„Erklären Sie sich!" bat ich. — Er war mir theurer, denn jemals, in diesem Augenblicke, da ich deutlich sah, daß er nicht der meinige werden würde.

„Sollten Sie es wollen, daß ich um Ihretwillen ein anderes Mädchen verließe, das jedoch eben so arm ist, wie Sie reich sind? ... Ich bin," fuhr er fort, da ich nicht antwortete, — „ich bin hierher gekommen, nicht um Sie zu lieben, sondern um meiner Familie sagen zu können, daß ich Sie verabscheue. Man hat mich wider meinen Willen gezwungen hieher zu gehen, und ich glaubte, ich würde kalt hinweggehen können von der reichen Erbin, die keinen bessern Wunsch hätte, als für die Reichthümer ihres Vaters einen Namen eintauschen zu können. Doch, Georgina! so ist es jetzt nicht: ich liebe Dich, ich bete Dich an! Aber das Gewissen brennt: ich sehe wachend und im Traume die stolzen, aber dennoch thränenvollen Augen, welche in mein Herz hinein sehen und gleichsam fragen: Vergissest Du das arme Mädchen vor dem reichen? — Georgina! verstehst Du jetzt?"

„Ja, ich verstehe!" sagte ich, und die Thränen rollten mir von den Wangen herab: „die Deinige werde ich niemals — die Deinige darf ich nicht werden ... und dennoch ..."

„Und dennoch," fuhr er fort, „gehören wir einander. — Sieh hier," fügte er hinzu und gab mir ein Medaillon mit seinem Portrait, „sieh hier mein Geschenk! — Möge Gott uns in der Zukunft so glücklich machen, als wir es mit einan-

der hätten werden können, wenn nicht das Schicksal uns getrennt hätte!"

„Damals hing dieses Kreuz um meinen Hals; ich riß die Kette entzwei — sehen Sie, Magister! die Glieder sind noch jetzt nicht ausgebessert! — und gab ihm dasselbe. „Georgina vergißt Deiner niemals, edler Jüngling, der Du es gewagt hast, ihr alles zu entdecken! Ja, ich blicke hinab in Dein Herz und sehe, daß nur eine unsägliche Liebe, eine Liebe, die nur dem Himmel angehört, so reden und eine solche Antwort erhalten kann!"

„Er schlang seinen Arm um meinen Leib: ich ruhte einige Augenblicke in seinen Armen. „Lebe wohl, Georgina! Gott segne Dich!"

„Lebe wohl!" flüsterte auch ich. „Behalte das Kreuz, und wenn Du fürchtest, ich könnte es vergessen, so komm zu mir, wenn Du kannst, oder schicke es, wenn Du nicht kannst — Georgina kommt!"

„Und jetzt hat er es geschickt!

„Darauf sahen wir uns niemals wieder. Er verheirathete sich mit ihr, der er seine Treue gelobt hatte, und ich, gleichgültig gegen alles, außer gegen das Gelübde eines Wiedersehens in einer andern Welt — denn dieser allein gilt unsre Liebe — ich gehorchte meinen Eltern und verheirathete mich mit Odelstam. Seine Ehe war kurz und unglücklich — die meinige wurde lang und unglücklich — das war der ganze Unterschied."

Hier schwieg die Alte und betrachtete lange das alte Kreuz und drückte es mehrmals an ihre bleichen Lippen. Axel saß träumend da und dachte nicht an seinen Auftrag. Sie bemerkte es. „Sie haben Ihren Auftrag vergessen!" begann sie. „Sie brauchen Geld! wie viel?"

Axel erwachte. „Wie?“ sagte er.

„Wie viel ist nöthig, um der Frau Odelstam das Besitzrecht auf Lundby zuzusichern?“

„Ich glaube: fünftausend Reichsthaler.“

„Ich gebe sie Ihnen; das Kreuz gehört mir! Ich frage nicht, woher Sie es haben — das ist mir einerlei: ich weiß, von wem es kommt, und das ist mir genug. Das Schicksal trennt uns nicht länger!

„Leben Sie wohl, bester Magister! Kommen Sie morgen wieder! Inzwischen nehmen Sie diesen Zettel,“ (sie schrieb einige Worte auf ein Papier und versiegelte dasselbe) „geben Sie ihn an seine Adresse ab und warten Sie auf Antwort. Leben Sie wohl! Ich will einen Augenblick allein froh sein.“

Am folgenden Tage ging Axel auf das Contor der Herren André und Lund. Das Billet enthielt eine Anweisung auf sechstausend Reichsthaler, für welche der Empfänger, der Herr Magister Axel Friman, Rechenschaft abzulegen hätte vor

Georgina Odelstam.

Während dieser Tage hatte Axel an seinen guten Freund Ernst Malmén nicht einmal gedacht. Jetzt entsann er sich seiner und ging auf die Bibliothek, wo er ihn mitten in einem Bücherhaufen sitzend fand.

„Du bist recht lange weg gewesen,“ sagte Ernst, „und während der Zeit sind hier wichtige Dinge vorgefallen.“

„Was denn? Auch ich habe eine ganze Masse zu erzählen.“

„Uebrigens habe ich meinen Entschluß gefaßt, ohne Dich um Rath zu fragen.“

„Und worin besteht dieser?“

„In nichts Wenigerem, als daß ich mit Gottes Hülfe heirathe.“

„Nun, das war wirklich verdammt sonderbar!“ rief Axel. „Du wolltest . . .?“

„Ja, siehst Du: wenn ich beschließe, so thue ich es auf einmal: ich frage keinen Menschen um Rath, ich gehe nicht und passe und passe und denke und denke, wie es hier tragen wird und wie es da tragen wird. Ich habe keine Zeit Jahre lang zu gehen und zu seufzen.“

„Gilt das mir?“

„Ja, wenn Du meinst, daß es paßt, so . . .“

„Du bist ja recht stolz, Ernst! Jetzt kann ich völlig überzeugt sein, daß Du eine Dummheit begangen hast.“

„Ich?“

„Ja, eben Du! Hier ist nur die Frage, welche Art von Dummheit Du begangen hast. Ich fürchte gar sehr, Du bist in aller Eile hingegangen und hast in der Geistesabwesenheit um eine alte Meerkatze hier in Stockholm Dich beworben, um eine solche alte litterate Mamsell, welche glaubt, die ganze Welt kenne ihre Signatur „Gervasia“ oder wie sie heißen mag, oder um eine Nähmamsell, die für die Herren Schneider näht, oder mit einem Worte, um eine solche, die da meint, ein vertrockneter Bücherwurm könnte besser sein, als gar keiner.“

„Ist das Geschwätz noch nicht zu Ende?“ fragte Ernst, welcher inzwischen, als ob nur draußen der Wind wehte, in seinen Büchern geblättert, und Anzeichnungen gemacht hatte.

„O nein, noch lange nicht! Es würde mich rasend machen, wenn Du, der ehrliche Ernst Malmén, der seine Auctoren so gut versteht, Dich auf eigene Hand auf die Freierei begeben hättest, ohne Dich mit dem zu berathen, der sich auf dergleichen versteht.“

„Aber das habe ich gethan! Mit einem Worte: der Brief ging gestern ab.“

„An wen in Upsala?“

„O nein, nach Lundby.“

„Nach Lundby? In Gottes Namen, woran denkst Du? Du kennst dort ja keinen Menschen!“

„Ja, durch Dich. Ich habe einen ganzen Stoß von Manuscripten mit Beschreibungen und Lebensgemälden von Deiner eigenen Hand. Ich kenne sie dort eben so gut wie ich Cleopatra und Dido kenne . . . ich . . .“

„Aber, in Gottes Namen! Du müßtest sie doch persönlich kennen?“

„Dient zu gar nichts“ — in seinen Büchern blätternd — „viel sicherer ist es, einen historischen Ueberblick zu haben, wenn man ruhig und leidenschaftslos ist und eine kluge Wahl treffen kann.“

„Und welche hast Du gewählt?“

„Die Fredrika. Sie ist ja die, welche die Haushaltung besorgt. Dieses Wirthshausleben ist unausstehlich: sie schmieren so viel Fett in die Speisen: das ist nicht gut für den, der still sitzt.“

„Nun, werde ich nicht verrückt, so ist es sonderbar!“

„Das ist immer mein specieller Gedanke gewesen.“

„Du legst Dich auf die Satire, glaube ich!“

„Ja, lieber Axel! Du hast mich so lange einen Bücherwurm genannt und über meine Freunde in diesen Brettern satirisirt, daß ich mir vorgenommen habe, früher als Du ein Ehemann zu werden.“

Axel kannte den Charakter seines ruhigen Freundes: dieser beschloß schnell und handelte augenblicklich, obgleich man solches gewiß nicht erwarten konnte, wenn man ihn oberflächlich betrachtete. Eben darum, weil Axel und Ernst gegenseitig Eigenschaften fanden, die ihnen selbst fehlten, hatten sie sich so

herzlich an einander geschlossen. Mit einem Worte: es ist öfter der Gegensatz, als die Uebereinstimmung zwischen Charakteren, welche sie mit den Banden der Freundschaft vereinigen, doch die Gegensätze müssen in einander greifen, gleich den Zapfen in zwei Rädern. Da gehen beide ohne Lärm und in Eintracht in der entgegengesetzten Richtung vorwärts, aber nichts desto weniger vereinigt. So waren Axel und Ernst — der Eine fröhlich und abwechselnd in Gefühlen und Gedanken, der Andre dagegen ruhig, ohne Seitenblicke auf seinem Wege vorwärts schreitend — Freunde geworden, obgleich Beide gegen einander eine Menge von Anmerkungen zu machen hatten. Dennoch war das Ende von allem, daß Beide einander ganz vortrefflich befanden.

Daß jedoch Ernst auf Lundby sich beworben hatte und noch dazu bei einem Mädchen, das er niemals gesehen hatte und nur aus den Beschreibungen eines Freundes kannte — die zwar ausführlich genug gewesen waren — das schlug diesen mit Erstaunen.

„Aber," entgegnete Axel Friman, indem er an der andern Seite des Tisches dem Freunde gegenüber, welcher wiederum in seinen Büchern blätterte, Platz nahm; — „aber, lieber Ernst! das heißt ja den Zufall herrschen lassen über das Wichtigste im Leben!"

„Ja, darin hast Du Recht! ... Warte ein wenig! — Pagina 584 ... Pagina 584! ... So! nun habe ich ein Zeichen hingelegt."

„So? Du siehst das ein?"

„Ja wohl; die Ehe ist eine Lotterie."

„Ja, wenn man es macht wie Du ... Gewiß ist das Mädchen gut; doch ich möchte sie nicht zur Frau nehmen."

„Nun, Du sollst sie ja auch nicht nehmen, sondern ich will

es thun. Eine, die Dir paßte, würde mich geraden Weges unglücklich machen."

„Aber Du bist doch sonst so klug! Und nun lässest Du eine so wichtige Sache . . ."

„Auf den Zufall ankommen ... ja, Axel! ... doch eben dies ist ein Beweis, daß ich klüger bin, als Du. Soll es Zufall sein, so mag es ein rechter Zufall sein; denn sieh, die Liebe ist blind; sie ist nur das Waisenkind, welches die Nummer aus dem Lotterierade zieht, und es ist ein noch weit ärgerlicherer Zufall, denn man ist gewisser Maßen selbst mit dabei gewesen."

„Nun Glück zu einem großen Korbe, lieber Ernst! Auf eine solche Brautwerbung hast Du nichts anderes zu erwarten."

„Ja, da siehst Du, wie klug ich gewesen bin! Wenn ich nun einen Korb bekomme, so thut mir das gar nichts: ich kenne das Mädchen ja nicht; wäre ich dagegen verliebt gewesen, so ..."

„Und was hast Du denn geschrieben?"

„Ich schrieb, ich hätte von Dir, der selbst im Hause liirt wäre . . ."

„Was beliebt? Sagtest Du, ich wäre liirt?"

Malmén lächelte. „Ja wohl! Ich begann so: Da mein Herzensfreund, Axel Friman, das jüngste Fräulein liebte, und ich gerne dem Beispiele eines Freundes folgte, so bäte ich, daß Fräulein Fredrika, deren Eigenschaften . . ."

„Bist Du denn aber ganz rosenrasend, daß Du auch für mich auf Brautwerbung ausgehst?"

„Kann gar nicht schaden! da ist das ja abgethan. Du, lieber Axel, kannst dem Mädchen den Hof machen und ihr eine Menge Dummheiten einbilden; doch ordentlich um sie anzuhalten, ein gesetzter und ernsthafter Mann zu werden, dazu hast Du den Muth nicht."

„Lieber Malmén!“ entgegnete Axel erhitzt, „wenn Du so geschrieben hast, so bleiben wir nimmermehr Freunde! Du hast ein armes Mädchen unglücklich gemacht.“

„Ist denn das so unglücklich, wenn sie erfährt, daß der Magister Friman sich in sie verliebt hat?“

„Aber, siehst Du! Du hast sie betrogen — ja — Du stellst mich dar als einen Lügner!“

„Ach so? Deine sechsunddreißig Briefe über diese Angelegenheit sind also bloße Lügen?“

„O nein! gewiß ist sie mir theuer; doch sie zu heirathen ...“

„Aha! Du willst sie nicht heirathen, sondern ihr nur den Hof machen? ... Nein, pfui! ... das wäre noch schlechter ... doch gleich gut ... was sagte die Tante?“

„Die Tante ist die edelste Frau, die ich kenne! ... Deine Dummheiten haben mich ganz verwirrt.“

„Du bist der glücklichste Mensch, den ich kenne! Ueberall stößest Du auf edle Menschen, überall, auf jedem Fleck der Erde. Dein Propstonkel und seine Frau sind edel, der Drechsler und seine Schwester sind edel, die fünf Odelstam sind edel, die Tante ist edel, ich bin edel, und als Zugabe auf den Kauf bist Du selbst edel.“

„O, was Dich betrifft, so ... doch sollst Du wissen: die Tante gab eine Anweisung auf sechstausend Reichsthaler, um Lundby einzukaufen.“

Malmén biß in die Feder. „Es war verdammt dumm, daß ich gerade jetzt einen Freierbrief abschickte! das sieht aus wie Eigennutz. — Was werden sie denken?“

„O, nichts ... der Drechsler Gran wird das Gut besitzen, nicht aber sie.“

„Der Drechsler Gran? Ist die Tante Odelstam auch seine Tante?“

„Hm ... ach so! ... doch so ist es nun einmal, und die Ursache ist ein Geheimniß."

„Und das Kreuz?"

„Das hat die Tante gekauft."

„Und hat sechstausend Reichsthaler gegeben statt fünfzig? da hast Du sie ja betrogen!"

„Nein, gewiß nicht! doch kurz: ich darf Dir das nicht erzählen."

„Einerlei!" sagte Malmén, der schon wieder in seinen Büchern blätterte. „Ich wollte nur hören, ob Du Dich auch schlecht aufgeführt hättest."

„Glaubst Du, daß das möglich wäre?"

Malmén schlug seine denkenden Augen auf. „Lieber Axel!" sagte er, „wir ehrliche Leute sind bisweilen in reiner guter Absicht im Stande dasjenige zu thun, was schlecht ist. Ich wollte hören, ob die Liebe zu Emma und ihre Umgebung es nicht für Raub gehalten hätte, die Alte zu täuschen."

„Nein! ... Uebrigens ist dieser Ausdruck „nicht für Raub halten" etwas so Scholastisches, daß kein Mensch in Schweden, außer in der Schule, versteht, was er zu bedeuten hat. — Nein, ich habe es nicht für Raub gehalten ... Punktum!"

Axel ging ärgerlich, verdrießlich und dennoch froh von seinem Freunde. „Denke! wenn er in seiner Ruhe mein Brautwerber gewesen wäre, mich an das Mädchen gebunden hätte! Nun wohl! Gott sei Dank dafür!"

Eine Fête auf Lagerhyttan.

„Wir müssen einige Freunde bei uns sehen!" sagte die Patronin zu dem Patron, ihrem Manne.

„Warum denn das?"

„Ja, innerhalb einiger Tage erklärt er sich: er ist nicht gekommen, blos um Pär's schöner Augen willen — nein, es ist ein anderes Augenpaar, das ihn entzückt hat."

„Josephinens?"

„O nein; sie muß einen Professor oder einen Bischof heirathen, denn sie hat einen brillanten Kopf und gute Studien; sie hat die Anlagen von mir geerbt: so war ich in meiner Jugend; ich hing meine Nase über alle Bücher: die Zaubergrotte in dem Thale von San Miniato las ich dreimal und den Rinaldo viermal; ich hatte eine ganz entsetzliche Lust, beständig zu lesen; aber der selige Vater nahm mir alle Bücher weg, denn er konnte keine Bücher leiden — und in der That wird man nicht recht weiblich, wenn man viel liest."

„Also Elise?"

„Ja wohl, Elise! Du merkst aber doch nie etwas, mein Lieber! Nie in Deinem Leben begleiten Deine Gedanken die

Deinigen, Du kümmerst Dich nicht um Weib und Kinder. Ja, wenn ich im Sterben läge und Deine Hand an mein Herz drücken wollte, so könntest Du ruhig im Contore sitzen und mein Geld zählen."

„Dein Geld? Nein, es gehört mir! Dein Geld will ich Dir berechnen sobald Du willst mit Zinsen auf Zinsen," erklärte der Patron barsch ... „Also: ich sehe nichts, ich?"

„Nein, Du siehst nichts!"

„Ja, ich sehe, daß es zum T—l geht mit dem Eisenhammer und mit Allem, wenn Figge darauf los gehen darf, wie er thut."

„O, dafür wird wohl Rath! Er soll auf Lundby wohnen mit seiner jungen Frau — und glücklich soll er werden ... Ich will sie selbst täglich besuchen."

„Aber Lundby bekommen wir nicht!"

„Bekommen wir nicht? Fehlt uns vielleicht das Geld dazu? ... Nimm mein Geld, wenn Du ein Geizhals sein willst gegen Dein eigen Fleisch und Blut ... Es ist ganz so, als wäre das arme Kind nicht Dein eigenes! ... Nimm mein Geld und kaufe Lundby, was es auch kosten mag!"

„Lundby aber ist verkauft ... es liegt eine Canaillerie darunter ... und ist gekauft worden von ..."

„Wer hat es gekauft?"

„Der Drechsler Gran."

„Der Drechsler dort? Er mit der Schwester? Er, der den ganzen Sonntag in Andacht da sitzt?"

„Ja — doch es ist klar, daß er nur der Bevollmächtigte ist."

„Du hast es allzu bekannt werden lassen, daß wir es kaufen wollten — und nun hat irgend ein Speculant durch diesen Gran den Hof gekauft, um hernach uns zu prellen."

„Aha!“

„Nun, gleichviel! Wir sind im Stande, diesem Speculanten einige Reichsthaler in den Hals zu werfen. — Du kaufst es also!“

„Wir werden sehen.“

„Ich behalte mir vor, es zu sehen, mein Lieber! ... Die ganze Geschichte rührt daher, daß Du es nicht machtest, wie ich sagte, nämlich ein anständiges, baares Angebot thatest, sondern Dich wie gewöhnlich durchknausern und bis auf den Schilling dingen wolltest, so daß Du darüber den Reichsthaler verlorst.“

Der Patron war an die kleinen Ausfälle seiner Gattin so gewöhnt, daß er sich eine Prise nahm anstatt zu antworten.

„Sobald der Doctor Lambert um Elise angehalten und ihr Jawort bekommen hat — damit aber verzieht sie drei Tage; denn dazu haben wir Zeit — ich habe ihr gesagt, daß es sich nicht schickt, sogleich Ja zu sagen — das können Mädchen thun, die arm sind, aber ein Mädchen mit Hunderttausend kann mit dem Jawort recht gut verziehen — inzwischen: nachdem dieses geschehen ist — ich habe nämlich Elisen gesagt, sie soll nichts anderes sagen als: ich kann auf nichts eingehen, bis meine geliebte Mutter und mein guter Vater ihre Zustimmung gegeben haben. Und so kommt er zu uns. Da bist Du so gut, mein Lieber, und kommst nicht mit einer Menge von Langweiligkeiten, von Geschäften und dergleichen!“

„Hm — wir werden sehen!“

„Ja, das werden wir — ja, das werden wir! Aber er soll das Mädchen haben! Er ist ein artiger Mann, ein sehr artiger Mann, und singt und spielt Piano und kann Jongleurkünste mit drei Stäben machen, tanzen, Kugeln werfen,

und überdies ist er ein geschickter Arzt, den die ganze Haute Volée in Stockholm um Rath fragt, und er wird erster Tage Leibmedicus, und dann kommt er mit an den Hof... Ja, mit einem Worte: Du machst keine Umstände, Du!"

„Werden sehen!"

„Werden sehen! Ja, das werden wir sehen!" rief die Frau heftig. „Es ist klar, daß ein junger Mann, der große Summen hat wegwerfen müssen, um Kenntnisse einzusammeln, und jährlich eine Reise nach Paris macht, und sich dort wenigstens vierzehn Tage aufhält, um recht gründlich und modern zu werden, in keinen guten Vermögensumständen sein kann, ja, diese müssen sogar recht schlecht sein. Er braucht also eine reiche Partie, und ich will einen Doctor in Stockholm haben, wenn ich dahin reise; denn glaube nicht, daß ich bis an meinen Tod auf Lagerhyttan im Gefängniß sitzen will."

Zu bestimmter Zeit, nachdem Elise sich drei Tage Bedenkzeit genommen hatte, wurde dem Doctor Lambert die Nachricht mitgetheilt, daß das Mädchen nicht selbst über ihr Herz zu disponiren hätte, sondern der Mutter und dem Vater die ganze Mahlzeit überließe. Der Doctor Lambert trat daher in den kleinen oder grünen Salon, woselbst Mutter Mannerberg in einem luftigen und weiten Morgenkleide saß, gleich einem etwas ältlichen, braungebratenen Genius auf einer silbernen Wolke.

Nach den üblichen Grüßen begann der Doctor: „Es giebt Augenblicke im Leben, wo man vergebliche Worte sucht für seine Gefühle. So ist es jetzt, beste, gnädige Patronin! Ich nahe Ihnen wie einem höhern Wesen, das mein Glück oder mein Unglück in seiner Hand hält."

„Reden Sie, bester Herr Doctor! Ich will Sie hören!" sagte die Frau etwas vornehm.

„Wahrscheinlich haben Sie mein Gefühl schon gesehen... Eine edle Mutter hat ein eigenes Ahnungsvermögen, es sogleich einzusehen, wenn sich jemand naht, der ihr das Theuerste rauben will, welches sie besitzt."

„Ja, ich habe Ihre Neigung zu Elisen bemerkt, bester Herr Doctor! Ich liebe meine Kinder mehr denn mein eigenes Leben; es ist mir, als risse man mir ein Stück von meinem eigenen Herzen aus der Brust; doch... kennen Sie auch Elisens Werth richtig? Ach, glauben Sie nicht, daß jetzt die Schwäche einer Mutter redet! doch können Sie ihr Zartgefühl, ihr weiches Herz, ihre wahre Weiblichkeit, so werden Sie sie auch niemals verletzen."

„Ich weiß nicht mehr, als daß sie das Abbild ihrer Mutter ist," fiel der Doctor ein, „und das ist mir genug, um sie anzubeten!"

Die Patronin lächelte vornehm. Das war denn doch artig, so daß es verschlagen konnte!

„Ja — ich habe nichts gegen Ihre Liebe; doch nicht ich bin es... die Pflicht des Weibes ist, nachgebend zu sein: ich habe es mir zur Regel gemacht, mich niemals zu bestimmen, bis mein geliebter Gatte seine Meinung gesagt hat. Reden Sie daher mit meinem Manne: er hat ein edles Herz und liebt Elisen eben so warm wie ich."

„Segnen Sie mich, holde Mutter!" rief der Doctor aus und senkte das Haupt.

„Ja, Gott segne Sie! Gott lasse Sie so glücklich werden, wie wir es hier auf Lagerhyttan sind!"

Der Patronin stiegen die Thränen in die Augen; denn in diesem Augenblicke kam es ihr gleichsam vor, als lebten sie glücklich auf Lagerhyttan. So endigte diese Scene.

Bei dem Patron hatte die Sache einen weniger pathetischen Charakter. Er that einige trockene Fragen und sagte zuletzt: „Das da gehört in das Departement meiner Frau."

Und einige Tage später war die Eclatirungsfête, bei welcher der Doctor Lambert vor Freuden aufgeräumt war, und Mamsell Elise mit niedergeschlagenen Augen saß.

Ein Brief aus Stockholm.

Man ist noch heutiges Tages dabei, die Liebe als eine unbändige Leidenschaft und die Eifersucht als etwas zu malen, das mit Gräßlichkeiten endigt. Indessen wenn wir uns umsehen, so erblicken wir selten eine so glühende Liebe, wie wir sie aus früheren Zeiten kennen, und die noch immer wie ein ruhiger Schwall durch eine Masse von Romanen hindurchgeht, zum Beweise, daß ein solcher Wind wirklich einmal geweht hat. Die Damen fallen nicht mehr in Ohnmacht, wie es ehedem gebräuchlich war, und die Herren fallen nicht auf die Knie — mit einem Worte: die Welt hat ganz erschrecklich an Gefühlvollheit abgenommen, ist jedoch, sonderbar genug, zu gleicher Zeit sanfter geworden im Vergleich mit ehemals, da die Burgfräulein ohnmächtig wurden, wenn eine Fliege summte, dagegen aber mit guter Miene die kostbaren Waaren besahen, welche die Burgleute auf den Landstraßen geraubt hatten. Mit einem Worte: die Zeit der großen Gegensätze ist vorbei, wir sind weder so edel noch auch so schlecht, wie ehemals, auch leben wir weder so stattlich noch auch so elend, wie zu jenen Zeiten, da nicht einmal die Hofleute blos Strömlinge an den Wochentagen erhielten, da jedoch an den Feiertagen ganze gebratene Pfauen angerichtet wurden. Wir wollen es während

des ganzen Jahres erträglich haben. Ganz aus demselben Grunde pflegt man in unsern Zeiten auch nicht so unsinnig verliebt zu sein, wie in frühern; doch das häusliche Leben hat dabei gewonnen: die Liebe verbrennt nicht mehr auf einmal und steht dann da und raucht, sondern sie wärmt und leuchtet von Anfang an sanft und fährt damit fort, so lange das Leben dauert. Lasset uns wenigstens glauben, daß dem so sei.

Die kleine Familie war an einem Abende wie gewöhnlich versammelt. Alle arbeiteten, nur Gustafwa nicht, denn sie las mit schwacher, aber doch wohlklingender Stimme aus einem Buche vor. Zwar würde jeder Andere von Lina's Knackhaspel, welcher in gewissen Perioden knackte, unangenehm gestört worden sein; doch auf Lundby war man dessen gewohnt, ja es machte sogar nichts aus, daß Fredrika je zuweilen hinaus ging und die Haushaltung besorgte, und bei der Rückkehr von Gustafwa eine kurze Darstellung desjenigen erhielt, was man während ihrer Abwesenheit gelesen hatte.

Da kam ein außerordentlicher Bote vom Pfarrhofe an mit einem Briefe.

Ein Brief! Die ganze kleine Familie hatte seit Jahr und Tag nichts so Sonderbares gesehen, als einen ordentlichen Brief mit dem Poststempel. Alle sprangen auf, um die Adresse zu besehen und zu rathen, von wem er sein könnte. Im Siegel stand E. M., und der Brief war adressirt an Fräulein Fredrika Odelstam auf Lundby.

„O, nun weiß ich! Er ist von Eva Mormell, der Nichte des Patrons, die vor einigen Jahren hier war,“ äußerte Fredrika nach einigem Hin- und Herrathen. — „Eva Mormell! Was will sie von mir? — Gewiß ein Auftrag! Du sollst sehen, Emma, daß hier die Rede davon ist, etwas recht Feines zu sticken, oder Du, Lina! vielleicht will sie ein solches Hals-

tuch haben, wie Du ihr damals zeigtest... ja, das war auch ein Muster, das nach etwas aussah!"

„Aber es war allzu kostbar: es ging mehr Garn darauf, als es werth war," antwortete Lina.

„Dafür aber war es auch doppelt," entgegnete Emma, indem sie den Brief mit Emma's kleiner Scheere aufschnitt.

„So! laß uns hören, was die liebe Eva zu sagen hat! Uebrigens," meinte Emma, „war sie eben nicht sehr unterhaltend, denn dafür, daß sie drei Monate lang in Stockholm gewesen war, bekam man nicht anderes zu hören als: die Königinstraße... das Lagerfeld... der Thiergarten... Mosebacke... die Oper. Mir wurde es endlich unausstehlich, solches mit anzuhören, so daß..."

„Still nun! Ich will's Euch vorlesen!"

„Bestes Fräulein Fredrika Odelstam!"

„Hm! das ist doch eine sonderbare Anrede! Wir nannten einander Du, und obendrein ist es eine männliche Handschrift... Hm!... Laß mich den Namen ansehen... Ernst Malmén, Philosophiä Magister."

„Das sieht sonderbar aus!" meinte Emma. „Malmén?... Von ihm redet ja Axel Friman so viel. Das muß ein vortrefflicher Mensch sein: Axel Friman und er sind wie Leib und Seele."

„Liebes Kind!" sagte Fredrika... „dieses Axel Friman klingt allzu bekannt: Du mußt sagen: Magister Friman! sonst könnten ja die Leute glauben..."

„Und wenn sie glaubten, daß Emma ihm gut wäre, so wäre dieses ja ganz richtig," meinte Lina.

„O, Emma ist allzu klug," sagte die Mutter. „Doch schadet es nichts, daß Ihr Emma ein wenig aufzieht, wenn Ihr allein seid;... doch..."

„Liebe Mutter," fiel Emma ein, „willst Du nicht den Brief lesen? Er ist von einem Manne, und Fredrika kann ihn gewiß nicht lesen. Es schickt sich ja nicht, daß das Fräulein etwas lies't von einem Manne, den sie nicht kennt!"

„Warum denn das?" fragte Fredrika.

„Ja, siehst Du! es ist wohl weit ärger, mit einem Manne zu correspondiren, als mit ihm zu reden?"

„Ich habe noch nie mit dem Magister Malmén correspondirt... doch lies, beste Mutter! ich habe keine Geheimnisse weder vor Dir noch vor der Schwester," sagte Fredrika und nahm der Mutter gegenüber eine ruhige Stellung auf ihrem Stuhle ein. Diese setzte ihre Brille auf und las:

„Bestes Fräulein Fredrika Odelstam!"

„Dieses „bestes Fräulein" klingt ziemlich bekannt," fiel Emma ein. Er hätte anständiger Weise schreiben sollen: „Wohlgebornes, gnädiges Fräulein Frederique Angelique" und so weiter."

„Sei Du jetzt still und laß die Mutter lesen!" sagte Fredrika. „Der Brief ist an mich!... Nun weiter, liebes Mütterchen!"

„Ich will Ihnen eine Frage vorlegen; zuvor aber will ich sagen, warum ich dieses thue. Ich habe einen Freund, den Magister Axel Friman, der mir Ihre Mutter, Sie und Ihre Schwestern beschrieben hat. Daß alle diese Beschreibungen, welche vielleicht ihre Uebertreibungen haben können, weil sein Herz Feuer gefaßt hat, in ihren Grundzügen wahr sind, das weiß ich, und selbst mit Abrechnung der losen Vergoldung steht dennoch vor meiner Seele das Bild eines ruhigen, lieblichen und angenehmen häuslichen Herdes so da, wie ich mir denselben stets gedacht habe."

„Ein sonderbarer Anfang!“ sagte die Capitainin — „und daß der Magister Friman Feuer gefaßt hat… hm!“

Emma erröthete; dieses bezog sie auf sich.

„Doch weiter!“

„Sie kennen mich gar nicht, ja sogar noch weniger, als ich Sie kenne; doch so sonderbar es auch klingen mag, so frage ich Sie dennoch, ob Sie wohl Geduld genug haben könnten, sich mit einem überstudirten Magister zu plagen, der nicht das Mindeste von der Haushaltung versteht und kein Geld zu hantieren weiß…“

„Das ist ja ein förmlicher Freierbrief!“ fiel Lina ein.

„Ja, er klingt beinahe so,“ fügte Emma hinzu.

„Was meint er, Mutter? Er kann mich doch unmöglich haben wollen?“ fragte Fredrika in wirklicher Seelenangst.

„Sei ruhig, Kind! wir werden ja sehen!… Hm!… Geld zu hantieren weiß… Ich habe keine Zeit, mich persönlich bei Ihnen einzufinden, und Sie kommen niemals nach Stockholm, also würde ich niemals Gelegenheit haben Sie zu fragen und Sie keine solche mir zu antworten, wenn ich frage: Wollen Sie, Fräulein Fredrika, annehmen oder abschlagen, da ich Ihnen meine Hand anbiete und frage: Wollen Sie die Gattin des Ernst Malmén werden?“

„Aber das ist ja eine förmliche Freierei!“ sagte die Mutter und legte den Brief hin. „Er hält ja deutlich um Dich an!“

„Ja ich kann es auch nicht anders verstehen,“ fiel Emma ein.

„Ja, liebe Emma, es ist die Flamme Deines Magisters, welche diesen trockenen Span ebenfalls entzündet hat,“ sagte Fredrika, die sich von dem Briefe übel beschwert fühlte. „Ich gebe ihm den Korb!“

„Aber er ist ein Ehrenmann,“ fiel Gustafwa ein, „ein Ehrenmann! wenn auch die Art und Weise sonderbar ist.“

„Ja, allzu sonderbar, da er mich nicht im allergeringsten kennt."

„O ja, der Magister Friman hat uns alle beschrieben," fiel die Mutter ein.

„Ja, und uns ausgemalt! das ist wahrhaftig hübsch, wenn solche junge Kerle umherreisen und ganze Romane schreiben über einige Mädchen, die nichts Böses gethan haben."

„Liebe Fredrika!" sagte Gustafwa versöhnend. „Das ist doch wohl nicht so schlimm; der Magister Friman hat uns mit glänzenden Farben gemalt; aber" — fügte sie mit einem Seufzer hinzu — „er hat uns keinesweges vergoldet — also für Geld kann er es nicht gethan haben."

„Wie ist denn aber der gesegnete Ernst Malmén auf solche Gedanken verfallen?" fragte Fredrika.

„Das kann ich Dir sagen!" fiel Emma ein. „Er will gut leben und alles fein und nett im Hause haben, und da nahm Axel... Magister Friman... wahrscheinlich eine Brezel von Fredrika's Theebrot und vielleicht auch eine eingemachte Gurke zur Probe in seiner Westentasche mit, und daraus ist die Liebe entstanden."

„O, Du bist immer kindisch!"

„Ja, eine solche eingemachte Gurke, welche die Schwester eingelegt hat, ist wirklich gut, um hinausgeschickt zu werden in die Welt, ja man kann sie sogar an einen Angelhaken stecken, wenn man die Angel auswirft, um sich einen Mann zu fangen."

Die Capitainin fing an zu lachen. „Das klingt ja ganz so, als hättest Du gehört, was der Patron Mormell zum Vater sagte, und worüber dieser so herzlich lachte, nämlich: „Weißt Du, Bruder, ich verliebte mich in meine Frau, denn solches Brot, wie sie bäckt, hatte ich bis dahin noch nicht gegessen."

„Auch hat der Magister Friman wohl gemeint," fiel Emma ein, welche die Karten gerne mischen wollte, „daß die Butter vortrefflich aufgelegt war. Ich sah, wie er wirklich erschrak, als das Messer durch den ganzen Berg fuhr und gegen den Teller schlug, daß es knallte. Der Magister Malmén braucht eine sparsame Frau."

„Nun aber ist die Frage, wer mit bei der Flamme des Magisters Friman ist," begann Fredrika. „Das bist Du, liebe Emma, und bald erhalten wir einen Brief von ihm an Dich."

Jetzt verstummte Emma und war herzlich froh, als die Mutter das Gespräch mit den Worten unterbrach: „Das ist eine Sache, welche Ueberlegung fordert! Laßt uns jetzt das Ende hören!"

„Sie müssen etwas über meine Person erfahren. Ich bin von mittlerer Statur, mit blonden Haaren, blau-grauen Augen, ziemlich mager, sitze gerne und studire den ganzen Tag, spiele niemals Karten, trinke keinen Punsch, rauche nicht, schnupfe aber ziemlich stark. Uebrigens sind meine Einkünfte groß genug, um bei gehöriger Sparsamkeit mit Familie leben zu können. Ich liebe kleine Zimmer, gemüthliche Möbeln, Gemälde an den Wänden, meine Bücher und mein Heim. Wenn ich eine verständige Gattin bekomme — verständig aber muß sie sein — so werde ich sie lieben als diejenige, welche mir ein stilles Heim schafft: ich werde dankbar sein wie ein Kind für jede kleine Freude, die sie bereitet und werde mich vertrauensvoll wie ein Kind an sie schließen und sagen, wie hart es ist in der großen weiten Welt, und wie ruhig dort, wo sie ist.

„Sehen Sie da, Fräulein, was ich erbiete! Ich weiß, Sie sind freundlich, häuslich, fleißig, eine gute Tochter, eine vor=

treffliche Schwester: warum sollten Sie denn nicht auch eine vortreffliche, eine gute Gattin werden für

Ihren Diener

Meine Adresse ist Nr. . . . Ernst Malmén,
Philosophiä Magister."

„Er schreibt mit dem Herzen!" sagte Gustafwa. „Ich glaube ihm mehr, als wenn er mit tausend Eiden seine Liebe versicherte: er verspricht Zuneigung, wenn Fredrika Zuneigung verdient — und verdient nicht Fredrika Zuneigung und Liebe?"

„Ja! ja!" riefen Alle, und Emma trat vor, ergriff die beiden Hände der Schwester und sagte: „Fredrika! ich zanke am meisten mit Dir, liebe Dich aber dennoch am meisten... Ach! wer doch sein könnte wie Du!"

„Ja, ja, liebe Emma! die Reihe wird auch wohl noch an Dich kommen," lächelte Fredrika. „Ich will an meinen Magister denken: er liebt kleine Zimmer, Gemälde, Bücher und ein stilles Heim... Herr Gott! das alles liebe ich auch!"

„Wenn er nun aber häßlich wäre wie Prügel," fiel Lina ein; „denn er sagt kein Wort davon, ob seine Nase einer Knospe oder einem Leisten ähnlich sieht, so macht das gar nichts aus — unser Vater war ja auch nicht schön."

„Ja, er sah recht gut aus," fiel die Mutter ein, denn sie wollte ein so beleidigendes Urtheil über den seligen Vater, dessen keinesweges schönes Portrait an der Wand hing und Lina's Worte bestätigte, gar nicht dulden. — „Er hatte einen so angenehmen Ausdruck."

„Diesen kann ja Malmén auch haben," meinte Fredrika.

„Du darfst nicht blos Malmén sagen, sondern Philosophiä Magister Malmén!" fiel Emma mit komischem Ernst ein. „Man könnte sonst ja Gedanken haben!"

„Du bist doch auch immer da, Du kleines naseweises Ding! Laß mich nun aber nachdenken!... Wenn ich nun eines Tages Frau Magisterin würde!... Auch wäre es ja eine Beleidigung, wenn keine Einzige von uns aus dem adligen Jungfernstift zu Lundby geholt würde..."

„O ja, Emma wird ja ebenfalls Magisterin!" fiel Lina ein.

„Kinder! treibt keinen Scherz damit! Ist der Magister Malmén ein Ehrenmann; ist er so, wie er dem Briefe zufolge sein soll, so muß Fredrika die Sache überlegen. Ach, Kinder! Ich will nichts von Euch erwarten; doch Ihr bedürft einer Stütze, wenn ich von Euch gehe: und darum, wenn auch aus keinem andern Grunde..."

„Ja, Fredrika muß die Sache überlegen!"

Die Mutter hatte jetzt gewisser Maßen ihre Ansicht ausgesprochen. Schon am folgenden Tage machte sie einen Besuch beim Propste und erkundigte sich vorläufig nach dem Charakter des Magister Malmén, welcher von dem Propste als der edelste, als ein Muster für Axel geschildert wurde; darauf fragte sie nach seinen Umständen, und da die Antwort auch hierüber günstig ausfiel, so segelte sie, nachdem sie auf diese Weise zuvor gepeilt hatte, weiter und entdeckte die ganze Sache.

Der Propst rieth, die Sache in Erwägung zu ziehen, denn sie verdiente dieses, erklärte, so gut er konnte, das Ungewöhnliche in der Maßregel, und jetzt zog man die Sache auf Lundby in ernsthafte Erwägung.

„Erwägen" — beantwortet die Frage, Ihr guten Frauen!... „Erwägen" ist das nicht in dem Lexicon des Herzens gleichbedeutend mit „Beschließen?"

Der Helfer in der Noth.

Mit einem wunderlichen Gefühle von Sehnsucht und dennoch Widerwillen vernahm Axel Friman bei seiner Rückkehr von der wichtigen Expedition, daß der Propst, die Propstin und er mit einander nach Lundby reisen würden, um eine Neujahrsvisite zu machen.

An dem Vorabende dieses Tages, da der Propst auf seinem Zimmer war, hatte die Propstin beschlossen, mit ihrem lieben Axel ein wenig Vernunft zu reden. Dieser saß ganz still da, blätterte in einem Buche und ärgerte sich darüber, daß Malmén Dummheiten geschrieben hatte, ja er war überzeugt, daß dem so war. In der That ist es nicht das allergewöhnlichste, mit einem Mädchen zusammenzutreffen, wenn man weiß, sie hat bestimmte Nachricht erhalten, daß man in sie verliebt ist. Wie dem auch sein mag, so sieht es fast so aus, als hätte ein alter Professor Juris Recht, als er seine Vorlesungen über den Titel von Ehesachen im schwedischen Landrechte mit den Worten begann: „Meine Herren! das Weib heirathet aus Liebe, der Mann aus Großmuth.“ Es ist nämlich eine recht schwierige Lage, wenn man keine Gelegenheit erhält, seine Liebe anzubieten, sondern dieselbe gleichsam vorweg geschickt hat, ehe man kommt. Das Mädchen bekommt also einen Vorsprung;

sie kann, ohne daß man ein Wort gesagt hat, uns mit einem Korbe begaben, der so schön geflochten ist, wie sie will; sie kann weniger freundlich sein, sie kann uns auslachen, ohne daß wir ein Wort zu sagen haben. Wenn jedoch die Sache ihren gehörigen Gang gehen darf, das heißt, wenn der Freier den Anfang machen muß, so kann er den rechten Augenblick abpassen, und wenn es so aussieht, als wollte dieser nicht kommen, so kann er es ganz einfach unterlassen.

Aus diesen Träumen wurde der Magister plötzlich von der Propstin geweckt.

„Lieber Axel!" sagte sie, „Du weißt, daß sowohl Friman als auch ich immer Dein Bestes gewünscht haben."

Der Jüngling fuhr zusammen; denn dieses war gewöhnlich die Einleitung zu einer Vorlesung über die Moral. — „Ja, Tantchen! ja, das weiß ich."

„Ja, lieber Axel, wir Beide, Friman und ich, wir haben gemeint, daß Du, da Du zuletzt in Lundby warest, Dir eine Menge von Freiheiten mit der Emma erlaubtest, welche es nicht besser verstand, als alles für baar anzunehmen."

„Was für baar?"

„Deine Worte und Dein ganzes Betragen."

„Was für Worte, Tante?"

„Lieber Axel! Friman und ich meinten, Du hättest niemand außer der kleinen Emma angesehen... Nun ja, sie sieht recht gut aus, ist auch recht niedlich; aber sie ist ja noch ein bloßes Kind und ohne Welterfahrung."

Axel schwieg.

„Ja, ich sage," fuhr die Propstin fort, „Du thatest nicht Recht, daß Du Dich so aufführtest."

„Wie habe ich mich denn aber aufgeführt, liebe Tante?"

„So, daß ich meinen Friman niemals in meinem Leben

so blind verliebt gesehen habe — ja, ich sage „verliebt", denn besser kann ich es nicht nennen — verliebt in mich, obgleich wir fünf volle Jahre verlobt waren."

„Ja, wenn ich nicht irre, liebe Tante, so warst Du fünfzehn Jahre alt, da der Onkel um Dich anhielt."

„O nein, sechzehn; ich war volle einundzwanzig Jahre alt, da unsere Hochzeit war. Uebrigens gehört das jetzt nicht hieher, denn das waren ganz andere Verhältnisse."

„Wie so, Tante?" fragte Axel lächelnd.

„Ja, siehst Du: Friman war ein Geistlicher, und ich die Tochter eines Geistlichen; alles wurde mit der Zufriedenheit und Zustimmung Aller abgemacht — Ja, niemand setzte sich dagegen — nein!"

„Wenn ich mich recht entsinne, so setzte sich die ganze Welt dagegen, Tante! Das hast Du selbst erzählt."

„Ja, böse Menschen — und dann meine Mutter, welche meinte, ich wäre noch allzu jung; doch das wurde mit der Zeit wohl besser."

„Eben das glaube ich von Emma auch, wenn ich doch prompt in sie verliebt sein soll."

„O nein; Du bist gewiß klüger: sie hat nichts, jung ist sie und zu nichts taugt sie. Nein, wenn Du an eine von ihnen denken solltest, so wäre es Lina, da nun einmal Dein Freund Malmén um Fredrika angehalten hat."

„Ja, das hat er."

„Ja, das war eine anständige Brautwerbung."

„Das kann kein Mensch läugnen: er hätte mit eben so gutem Grunde um die Hand der Mamsell Sontag anhalten können; denn ihr Portrait kann er wenigstens in seinem Hute betrachten," lächelte Axel, ärgerlich über seinen Freund und seinen Freierbrief.

„Mit einem Worte, Axelchen! Laß mich nun sehen, daß Du morgen mit Emma weniger redest: sie könnte Gedanken bekommen und für ihr ganzes Leben unglücklich werden — das willst Du ja nicht?"

„Wenn sie nun aber schon Gedanken bekommen hätte?"

„O nein, da habe ich vorgebaut: ich habe ihr gesagt, daß die Männer nichts meinen, daß sie leichtsinnig sind und betrügen wollen."

„Ich vielleicht auch?"

„Ja, ich habe nicht läugnen können, daß man sich auf Dich nicht verlassen könnte, denn..."

„Ja, Tante! Du hast es schön angeordnet!"

„Versteht sich: was Du schlecht angeordnet hattest, das mußte ich gut ordnen; und läßt Du es nun bleiben fortzufahren, so denkt Emma gar nicht an Dich: sie weiß, was solche junge Männer taugen."

Ihm ging ein Stich durch das Herz, als die Tante versicherte, daß Emma nicht an ihn denken würde. Wo blieb da seine Großmuth und ihre Liebe?

„Danke, Tante; für alle Sorgfalt! Ich will Dir zeigen, daß ich gehorsam bin!"

„Ja, ja, das wußte ich recht gut, obgleich Friman mit mir disputirte und meinte, Du wärest immer ein eigensinniger Kopf gewesen und würdest nicht nachgeben... So, Axel! sei nun fröhlich und vergnügt!"

„Die Tante hat versichert, daß ich leichtsinnig bin, und daß man sich auf mich nicht verlassen kann, und der Freund Malmén, daß ich bis über die Ohren verliebt bin... O,

das ist göttlich!" seufzte Axel, als die fette alte Frau gegangen war.

Als der Propst mit den Seinigen nach Lundby kam, war der Drechsler Gran dort mit seiner Schwester. O, wie sehr waren Alle willkommen außer — Axel! Die Capitainin knixte so fremd, und die drei ältesten Töchter sahen so feierlich aus, daß er nicht begreifen konnte, ob die gütige Beschreibung der Tante oder Malmén's Hülfe der Grund davon war. Emma war nicht im Zimmer. Das Gespräch wollte gar nicht in Gang kommen: es brannte gleich dem Feuer in einem Ofen, der keinen Zug hat; man legt das eine fette Stückchen Kien nach dem andern ein, dieses verbrennt, doch das Holz selbst bleibt unberührt. So begann der Propst ein Gespräch, die Propstin — nein! — endlich Axel selbst — da erlosch es gänzlich.

Endlich trat Emma ein. Sie verneigte sich kurz und verlegen, flüsterte mit der Mutter und entfernte sich. Blutroth war sie, das arme Kind; dieses aber erklärte die Mutter augenblicklich dadurch, daß sie ihrer Schwester Fredrika in der Küche geholfen hätte.

Magister Friman war in einer sehr unangenehmen Lage. Diese drückte ihn dermaßen, daß sie ihm mit jedem Augenblicke peinigender wurde. Er wurde in seinem Sinne ärgerlich auf die ganze Gesellschaft, ja sogar auf den Drechsler, der gar nichts Böses gethan hatte. Der Onkel Propst lächelte und sah höchst ärgerlich aus, und das war er auch, denn er fühlte sich gepreßt und wußte doch nicht recht wovon. Die Propstin sah ärgerlich aus, weil ihre Augen es keinen Augenblick unterlassen konnten, auf den unglücklichen Magister zu

schielen. Die Capitainin sah feierlich und gereizt aus.. Es wäre doch verteufelt, wenn sie ahnenstolz sein sollte und die Fräulein zu sparen dächte... Gieb Achtung, man hat Malmén's Antrag als eine Naseweisheit aufgenommen... ein „bloßer Magister!"

Axel fühlte sich beleidigt.

Fredrika trat ein. Axel meinte, er könnte mit ihr wenigstens reden, denn die Tante wußte um Malmén's Brautwerbung, obgleich kein Mensch wußte, ob er Antwort erhalten hätte.

Fredrika war heute schöner als je, sie hatte etwas so Anmuthiges und Hausmütterliches in ihrem ganzen Wesen, und war überdies die am wenigsten Unfreundliche.

„Bestes Fräulein, beantworten Sie mir eine Frage!"

„Recht gern!"

„Sagen Sie mir: wie hängt es hier zusammen? Alle Menschen sind hier heute so stumpf."

„Nein ... wie so?"

„Ja, in Gottes Namen! hier will gar kein Gespräch in Gang kommen."

„Bester Herr Magister! Glauben Sie mir: das ist nicht unsre Schuld!"

„Hm! ... Werden Sie nicht böse, wenn ich Ihnen noch eine Frage vorlege!"

„Nein behüte!"

„Hat Malmén Antwort erhalten? ... denn ich weiß ..."

„Ja — ich antwortete ihm am folgenden Tage."

„Und?"

„Er ist ja ein Ehrenmann?"

„Ja, ohne Zweifel ein Ehrenmann und ein vortrefflicher Mensch!" sagte Axel mit Wärme. „Das Einzige, was ich

mißbillige, ist seine Art, um eine Braut anzuhalten . . . er hätte herreisen müssen."

„Warum denn das? . . . Ich danke Ihnen, Herr Magister, daß Sie uns nicht übel beschrieben haben! Sie sind wohl ein wenig . . ."

„Was für ein wenig?"

„Zu viel Poet, ein wenig leichtsinnig in ihren Ansichten: poetische Seelen glitschen oft aus ihrer Bahn, aber Sie sind dennoch ein achtungswerther Mann."

„Hören Sie, Fräulein Fredrika! Unglücklicher Weise kenne ich die Dummheiten, welche Malmén über mich geschrieben hat . . . auch bekam er meine Meinung zu wissen."

„Dummheiten?"

„Ja, Fräulein! Es ist eine verdammte Dummheit von einem Freunde, wenn er auf diese Weise . . ."

„Eine Menge lohender Gefühle bekannt macht, die schon erloschen sind."

„Glauben Sie das?"

„Ja, das glaube ich, und zwar um so sicherer, als Ihre eigene Tante . . ."

„Ja, auch das weiß ich, und eben darum sitze ich hier beschämt und platt wie ein zusammengeklappter Chapeaubas."

„Das thut nichts . . . die Bekümmernisse Ihrer Tante sind ganz unnöthig: Sie haben sich keineswegs unvorsichtig betragen, und Emma denkt in diesem Augenblicke ganz bestimmt mehr an die Pfannkuchen, welche sie bäckt, als an Sie."

„Gut! das war etwas Anderes!" murmelte der Magister. „Doch Fräulein, sagen Sie mir noch Eins!"

„Recht gern!"

„Gewiß schrieb Malmén dumm?"

„Nein, Ganz im Gegentheil: er wollte nur unsere Aufmerksamkeit wecken — und dieses, bester Herr Magister, war ein Beweis von seiner Ehre, den wir verstanden. Er schonte seines Freundes nicht, da es auf die Ruhe eines ihm gänzlich unbekannten Mädchens ankam. Das war edel und redlich von ihm gehandelt."

„Aber, Fräulein!... jetzt gebe ich Ihnen einen Auftrag!"

„Welchen?"

„Für mich um eine Braut zu werben, denn in die Küche kann ich nicht gehen."

„Für Sie um eine Braut zu werben?"

„Ja! Sagen Sie wörtlich so: Axel Friman, der nichts ist und nichts hat außer einem treufesten Herzen, ist in eine Lage versetzt worden, in welcher er alle gebräuchlichen Formen überhüpfen muß, und fragt nun, ob Fräulein Emma Odelstam mit ihm glücklich werden und noch zehn Jahre auf die Hochzeit warten zu können glaubt... Es kann wohl sein, daß ich früher Brot bekomme; doch sagen Sie lieber: zehn Jahre."

„Aber, Herr Magister! Als Scherz..."

„Scherz, Fräulein? Nein, bei Gott, es ist mein Ernst! Mag die Tante von Armuth und Jugend predigen, so viel sie will!.. doch, Fräulein! sogleich Antwort! Ich will nicht, daß Emma mit irgend jemand überlegen soll, nicht einmal mit Ihnen. Sie muß sich ohne alle Berechnungen selbst frei entschließen. Ob wir hernach damit fertig werden können, das ist eine andere Sache."

Fredrika blickte dem Magister in die Augen; sie drückte ihm die Hand und ging.

„So, in Gottes Namen! nun werde ich doch hier im

Hause nicht länger als ein Schurke angesehen werden?" dachte Axel.

Fredrika richtete ihren Auftrag aus. Die kleine Emma war wirklich bei schlechter Laune, denn sie ihres Theils meinte, Friman wäre bei weitem nicht so gefährlich, wie die Mutter, die Tante und die Schwestern behaupteten. Sie liebte ihn und war so überzeugt, daß er ihrer nicht vergessen würde, so überzeugt, daß ihrethalben die theuren Freunde und Verwandten denken mochten, was sie wollten. Inzwischen war es ärgerlich, daß sie nicht mit ihm reden durfte, da er vielleicht auf Jahr und Tag nicht wieder kam.

Es ist etwas vorhanden, das man Sympathie nennt, das ein unschuldiges Mädchen in ihrer Meinung so überzeugt macht.

Als Fredrika ihren Auftrag gesagt hatte, lächelte Emma, nahm ihre Küchenschürze ab und sagte: „Jetzt gehe ich hinein . . . die Pfannkuchen magst du selbst backen!"

„Das sieht aber so angelegen aus! das geht nicht!"

„Ja, er soll sehen, daß ich ihm immer geglaubt habe; er soll sehen, daß ich ihn wenigstens eben so herzlich liebe, wie er mich! das geht gewiß, da wir uns binnen zehn Jahren heirathen wollen!" Und mit diesen Worten ging sie. Bei ihrem Eintritte glaubte die Kapitainin, daß sie käme, um etwas zu fragen und um dann wieder zu gehen, denn so stand es geschrieben in dem Tagesbefehle; doch das Gegentheil trat ein. Emma fragte nichts, sondern nahm neben dem Drechsler Platz, als gehörte sie mit zu der Gesellschaft. Ihr rosenrothes, hübsches Gesichtchen sah gleichsam niedlicher und trotziger aus

als jemals, besonders als sie die kleine fette Propstin betrachtete.

Axel hatte auf einmal seinen Muth wieder erhalten; er trat zu dem Fräulein Emma und redete von mancherlei Dingen, er wußte selbst nicht recht, was es war, und auch sie hörte nicht zu. Beide wußten, daß sie einig waren, und da ging die Sache gut. Die Kapitainin winkte, Gustafwa schlug ihre Schwester auf die Schulter, Lina unterbrach die Conversation zwischen den jungen Leuten — aber es wollte nichts helfen: sie waren ärger im Gange, als das erste, zweite und dritte Mal.

Es war schon gegen sieben Uhr, als man plötzlich Schlittenglocken im Hofe vernahm, und einige Minuten darauf trat der Patron Mormell, von seiner kleinen Alten begleitet, in den Saal. „Bitte um Verzeihung, beste Cousine!“ rief der Patron. „Wir kommen so bepelzt herein ... entschuldige! ... rasend kalt — rasend kalt heute Abend! Beschlossen es so spät ... ha! ... Guten Tag, Herr Gran! Wünsche Glück zum Hofe, obgleich ich Schelte vom Patron auf Lagerhyttan ertragen muß ... hä, hä! ... Sieh! Ergebenster Diener! .. Freut mich, unsern Freund, den Herrn Magister, zu sehen, und das kleine Fräulein Emma, wie eine Rose unter dem Schnee ... hä, hä, hä ... wie ein tropfendes Blatt ... recht süß ... hä, hä, hä!“

Die alte Frau Mormell war eine sehr schweigsame Person: plauderte der Alte ein wenig zu viel, so versöhnte sie es dadurch, daß sie eigentlich gar nichts sagte. Das Gespräch unter den Damen im Sofa wollte daher nicht in Gang kommen; dagegen ging es um so besser unter den Herren.

„Ein prächtiger Handel, den Sie gemacht haben, Herr Gran!“

„Ich bin kein „Herr," sagte Gran ruhig lächelnd.

„Einer von den Possessionaten des Kirchspieles, ja . . . Herr Gran sollen Sie heißen und die Drechselbank wegwerfen."

„Nein, bester Herr Patron! ich verlasse alte Freunde nicht," antwortete der Drechsler, „und überdies habe ich das Gut nicht gekauft."

„Wer denn?"

„Die Oberstin Odelstam in Stockholm."

„Die Oberstin Odelstam? . . Hä, hä! . . Aber der Name Gran . . ."

„Steht im Kaufbriefe."

„Hm, hm! . . Eine edle Frau, die Oberstin! . . . Habe immer gehört, sie wäre ausgezeichnet edel" (flüsternd zu Axel Friman) „sie soll geizig sein wie der Satan" (laut) „auch gehört dieses mit zu dem Namen. . . . Ach so! die Oberstin . . ."

„Ja," fiel die Kapitainin ein, „wir haben ihr auch gedankt für ihre Großmuth, daß sie so unvermuthet, so ohne Bitten . . . Ich habe ihr einen herzlichen und dankbaren Brief geschrieben . . . sie blickt in unsre Herzen . . . Gott sei gelobt! nun sind meine Kinder nicht ohne Obdach, wenn ich von ihnen gehe!"

„Behüte, nein! es war wirklich edel!" wiederholte der Patron Mormell . . . „Hm, das ist wahr!" (In der Brusttasche suchend) „eben als ich abfahren wollte, kam ein Bote vom Pfarrhofe mit einem Briefe an . . . ach so . . hm!"

„Du stecktest ihn gewiß in die Reisetasche, Mormell!" öffnete die Patronin ihren Mund.

„Ja, immer hast Du Recht . . . hm!" Der Patron zog den Brief aus der Reisetasche und gab ihn an den Propst ab. „Sieh da, Herr Bruder! er ist gewiß an Dich."

Der Propst warf einen flüchtigen Blick darauf und sagte: „der Brief ist nicht an mich, sondern an die Cousine Odelstam . . . er hat schwarze Kanten.“

„Schwarze Kanten? . . . ein Trauerbrief?“ rief die Kapitainin und brach ihn. Der Brief enthielt nicht mehr als:

Daß
die verwittwete Oberstin, Frau Georgina Odelstam,
geborne Georgsson
still verschied zu Stockholm
am 31. December 18.. Nachmittags um 8 Uhr
in einem Alter von 80 Jahren 4 Monaten und 12 Tagen,
wird hiermit angezeigt.

„Sie hatte also Recht,“ flüsterte Axel zu sich selbst. „Du hattest Recht, Du alter, liebeswarmer Geist! Jetzt kannst Du Deinen Kalender zumachen und sagen, wie dort steht: „Lob, Preis und Dank sei Dir, o theurer Vater!“*)

„Am Neujahrsabende! . . . Tante Georgina ist todt, Kinder! Tante Georgina ist todt!“ Und ein paar große Thränen perlten in den Augen der Kapitainin.

„Fräulein Emma!“ flüsterte Axel unter der Verwirrung, welche die plötzliche Neuigkeit verursachte — „Fräulein Emma! Ich kannte die Tante Georgina . . . Sie ist zu Gott gegangen, um dort den Einzigen zu finden, den sie geliebt hat, hier aber nicht finden durfte . . . Sage, Emma! . . . sage: soll es mir auch so ergehen?“

Emma warf einen ernsten Blick auf den Jüngling. „Bester Axel,“ sagte sie, „gewiß glaube ich, daß alles, was wir hier

*) Mit diesen Worten schließt der schwedische gewöhnliche Kalender, welcher beginnt mit: „Gieb, o Jesu, Freud und Glück!“ Anm. d. Ueb.

versprechen, dort oben gehört wird. Und ich gelobe . . gelobe, niemals mein Wort zu brechen, niemals zu vergessen!"

„Doch der Beifall Ihrer Mutter?"

„Reden Sie mit dem Patron Mormell; zu ihm hegt sie Vertrauen."

Nicht lange darauf stand Axel bei Mormell in einer Ecke.

„Bester Herr Patron! Ich habe Vertrauen zu Ihnen!"

„Danke! verdiene auch Vertrauen, habe noch niemals eines Menschen Vertrauen hintergangen, habe auch jetzt den Bruder auf Lagerhyttan nicht hintergangen, obgleich Gran, hä, hä, oder die Tante mir zuvorkam."

„Wollen Sie mir nun einen wichtigen Dienst erweisen?"

„Ja, gerne, ich bin sogleich bereit."

„Ich und Emma lieben einander."

„So, so, das kleine Fräulein Emma . . . hä! Jetzt kann ich begreifen! . . . sie ist roth wie eine Pione . . . ach so! . . . nun: weiter!"

„Dieses aber der Kapitainin zu melden . . . wollen Sie nicht gelegentlich damit zum Vorschein kommen und mir sagen . . ."

„Ja, ja . . . ja, ja . . . gelegentlich, ja! . . . soll mit vielem Vergnügen geschehen . . . hm!"

Es dauerte bis der Tisch beinahe gedeckt war, als die Kapitainin sich dem Patron nahte und sagte: „Herr Cousin! erlaubst Du mir ein Paar Worte?"

„Mehr denn gerne, mehr denn gerne! . . . Hä, hä! . . . Ich höre mit Freuden . . hä, hä! . . . daß ein ehrenwerther Freier hier ins Haus gekommen ist," sagte der Patron, um die Gelegenheit zu benutzen.

„Ja, Gott sei gelobt! er soll ein ehrenwerther Jüngling sein."

„Ja, das ist bestimmt, und von guter Familie."

„Kennst Du diese, Cousin?"

„Ja wohl, sehr gut, sehr gut: kannte seinen seligen Vater... ein vortrefflicher Mann!"

„Ja, das habe ich auch gehört."

„Und er hat auch Deinen Beifall?"

„Ja, ich sehe gerne das Glück meines Kindes."

„Weiß er aber auch, daß Du einwilligst?"

„Es ist klar, daß meine Tochter nicht Ja gesagt hat ohne meine Erlaubniß, das muß er ja selbst einsehen."

„Ganz richtig, ja, ganz richtig! . . . Sonst habe ich von gewisser Person den Auftrag erhalten nachzuhören."

„Ja, die Antwort weißt Du! Meine Kinder hegen so viele Liebe zu mir, daß sie einen so wichtigen Schritt nicht ohne meinen Beifall thun."

„Ja, ja! ja, ja! sehr richtig, Frau Cousine! Doch was wolltest Du mir sagen? . . . Du wolltest ja mit mir reden."

„Ja, bester Cousin! Gran's haben einige Flaschen Meth mitgebracht, um auf die Gesundheit der Neuverlobten ein Glas zu trinken — und wolltest Du, der da reden kann, nicht diese Gesundheit vorschlagen?"

„Ja, ja ... mit großem Vergnügen, mit besonders großem Vergnügen, so gut ich kann! . . . Hat er noch einen andern Titel, als blos Magister?"

„Ja, er ist Bibliothekar."

„Der Tausend! das habe ich noch gar nicht gehört . . . Bibliothekar . . . ja, ja . . . Bibliothekar, Magister . . . so sage ich.“

„Ja, thue wie Du willst!“

Als der einfache, gewöhnliche Nachtisch kam, gab die Kapitainin dem Patron einen Wink. Dieser nahm die Serviette ab von dem Kinn, schlug mit der Gabel an sein Glas, um die Aufmerksamkeit der Anwesenden zu wecken, erhob sich und begann folgender Maßen: „Es giebt Augenblicke im Leben, welche der Feier gegenseitiger Freundschaft und Liebe geweiht und geheiligt sind. Wir feiern in diesem Augenblicke einen solchen Augenblick, indem wir (auf das Begehren der Cousine Odelstam bin ich hier ganz unvorbereitet aufgetreten, welches Bruder Friman zu verzeihen beliebe — Herr Gran und Jungfrau Gran auch nicht zu vergessen) nun vorschlagen, daß alle Freunde, Eltern und Geschwister sich vereinigen zu einer feierlichen Gesundheit für die Neuverlobten, mit der Einwilligung und dem Jaworte einer geliebten Mutter Neuverlobten, nämlich für den Bibliothekar (ich gratulire im Vorbeigehen) Magister Herrn Axel Friman und Fräulein Emma Odelstam. — Gott segne sie nun und in alle Ewigkeit!“

Der Patron leerte sein Glas, sah jedoch mit Erstaunen, daß niemand seinem Beispiele folgte.

Alle standen da, sahen einander an und begriffen nicht, wie das zusammenhing.

Endlich brach die Kapitainin das Schweigen und sagte: „Hier ist ein Mißverständniß von dem Cousin Mormell!“

Von mir, Cousine? Batest Du mich nicht selbst, die Ge=

sundheit der Neuverlobten vorzuschlagen? Das habe ich ja gethan."

„Ja .. aber . . ."

Jetzt erhob sich Axel Friman. „Es ist Mißverständniß," sagte er, und seine Augen glänzten von Rührung, „es ist ein Mißverständniß; aber . . . Recht hat er dennoch . . . Nur Eines fehlt uns, der Beifall unsrer Mutter . . . Ja, ich frage jetzt: erhalten wir diesen, oder erhalten wir ihn nicht?... Ich habe Ihnen nicht mehr zu erbieten, als die Liebe und das Vertrauen eines guten, ehrlichen Herzens; über dieses habe ich selbst zu disponiren, alles übrige lenkt die Vorsehung."

Er schwieg einige Augenblicke.

„Blicke auf, Emma! Dies ist ein schwerer Augenblick; doch das Leben hat viele solche, und wir werden auch sie theilen . . . theile jetzt diesen mit mir!"

Emma stand auf, eilte auf ihre Mutter zu und warf sich in ihre Arme: „Hier ist Deine Emma! Darf ich das auch sein, liebe Mutter, obgleich ich Axel angehöre?"

„Emma! Emma!" flüsterte die Mutter, „Du, meine Jüngste, warum hast Du mir das gethan?" Und sie drückte das Mädchen fester an ihre Brust.

Da unterbrach der Propst das Schweigen, indem er sagte: „Beste Cousine! dürfen wir auf ihr Wohlergehen trinken? Ich verbürge mich, daß Axel ein guter Mann wird, und besser jetzt, als wenn er Emma nicht geliebt hätte . . . Es liegt ein Keim zu allem Guten in der Liebe zu einem Mädchen . . . sehen Sie, Freunde! wenn man liebt, so hat man den Eckstein zu seinem künftigen Hause gelegt . . . Cousine Odelstam!"

Die in ihrem Innern gerührte Mutter winkte nur ein Ja.

„Es war also ein Mißverständniß; jetzt aber ist es kein solches länger . . . Gott segne Dich, Axel, und Dich, Emma!

Lebet glücklich, wie ich mit meiner Gattin! Auch sie ist jung gewesen, allzu jung, um sich zu verheirathen, und dennoch entfiel ihr das Ja, ehe sie Vater und Mutter gefragt hatte, und doch ist es gut gegangen, denn wir liebten sie eben so warm und folgten in allem ihrem Beispiele . . . Gott segne Euch!"

„Aber," begann Patron Mormell, nachdem man ein wenig ruhiger geworden war, „aber ich begreife kein sterbendes Wort . . . Cousine! Du gabst mir wirklich den Auftrag . . . hm . . . und ich kam demselben nach . . . Axel Friman bat mich . . . hm! . . ."

„Nein, es war eigentlich die Gesundheit des Bibliothekars Magisters Malmén und meiner Tochter Fredrika, die Du vorschlagen solltest."

„Malmén?"

„Ja, Malmén, Cousin! Du sagtest ja, daß Du seinen Vater kenntest!"

„Nein, bei Gott! ich habe in meinem Leben den Namen nicht gehört."

Der Propst fing an zu lachen. „Nun, da ist es leicht zu erklären."

„Nein," begann Axel, „jetzt kommt an mich die Reihe! . . . „Ja, Ernst Malmén ist mein Jugendfreund, mein einziger, mein treuester Freund! Er ist tausendmal besser als ich; er ist gelehrter, er ist gesetzter; er soll für die Zukunft wie bisher mein Vorbild sein; aber er ist schuld an dieser Verwirrung und an der Glückseligkeit, die ich empfinde. Ich schlage eine Gesundheit vor für ihn, den wirklichen Bibliothekar, Magister Ernst Malmén und das Fräulein Fredrika Odelstam! Gott schenke ihnen Friede und Freude!"

Die Gesundheit wurde getrunken.

„So, Emma! jetzt dürfen wir mit einander reden!" flü-

sterte Axel und drückte die Hand des schönen Mädchens. „Der Patron brach das Eis ohne es zu wissen. So gelangt der Segler oft zu wunderschönen Inseln im Weltmeer, weil er aus seinem Kurse getrieben wurde."

„Hm!" murmelte die Patronin auf Stecktorp, als sie mit ihrem Manne im Mondenscheine nach Hause fuhr, „hm! Ich habe Dich gebeten, das bleiben zu lassen, Reden zu halten, und dennoch gehst Du immer darauf los!"

„Hm! . . . Wer T—l konnte wohl wissen, daß auf einmal zwei verrückte Magister um zwei arme Fräulein anhalten könnten," war seine ärgerliche Antwort. „Inzwischen wurde ich ein Helfer in der Noth."

Der Frühling ist gekommen.

Man hätte nur Emma's Eifer sehen sollen, um zu begreifen, wie eine Verlobung plötzlich den ganzen Charakter eines Mädchens umstimmt. Zuvor waren sie gezwungen gewesen, mit der Nadel zu arbeiten und Putz auf Stramail zu sticken, um nach ihrem Vermögen Geld zu sammeln; jetzt aber brach sie diese Bahn ab und sammelte Erfahrung, damit sie eine tüchtige Frau werden möchte, denn ein armer Magister war nicht im Stande, sie zur Zierde und zum Vergnügen zu haben. Unaufhörlich waren ihre Gedanken auf ein einziges Ziel gerichtet: „das wird Axel gefallen" oder „das wird Axel nicht gefallen," und dieser Gedanke verwandelte sie aus einem angenehmen Kinde in ein holdes Mädchen. Zu gleicher Zeit war sie bei weitem nicht mehr so bei der Hand mit Reden und Antworten; sie wurde still, nachdenkend, sie hatte mit einem Worte diese Jahre beendigt, die man die „Flegelinnenjahre" nennen und womit man diese Zwischenzeit bezeichnen könnte, in denen das Mädchen weder länger ein Kind noch auch ein junges Mädchen ist.

Der Patron Mormell und der Propst besuchten sie wohl bisweilen; doch Axel war an der Schule zu M. Collega geworden und war nicht da; auch Malmén fuhr nach der Ver-

lobung fort, wie zuvor in seinen Folianten zu graben und nur jeden vierzehnten Tag an seine „theuere Fredrika“ zu schreiben, wogegen Axel jeden achten Tag an seine „geliebte“ oder „angebetete Emma“ schrieb, und außerdem in jedem Briefe warme Grüße an den Propst mitschickte. Die Propstin hatte, um die Wahrheit zu gestehen, in Betreff der Verheirathung Axels ihre eigenen Pläne gehabt: sie ihres Theils hatte nämlich immer gemeint, daß eine von ihren Schwestertöchtern, deren Eltern ein gewisses Vermögen und Ansehen in ihrem ganzen Kirchspiele hatten, mit einem Worte, daß Mamsell Jakobina, von welcher die Geschichte mehr kennt als ihren Vornamen, eine sehr passende Partie für Axel sein müßte; dieser hatte jedoch den Eigensinn gehabt, mit Jakobina zusammen zu treffen, ohne daß die Propstin, welche sonst doch im Stande war, die Herzenswurzeln mikroskopisch genau zu zerlegen, eine einzige derselben von dem Liebesgotte angegriffen fand. Sie konnte nicht einmal eine Art von Lauigkeit bemerken, und eben dieses war ein Beweis, daß Axel keiner vernünftigen Liebe fähig war; denn Jakobina war dazu geschaffen, sich nicht nur mit Axel, sondern auch mit einem „Schulmagister“ zu verheirathen und einaccordirte Jungen rein, anständig und satt zu halten. Diese stillen Pläne, wenn man einige fromme Wünsche so nennen darf, waren inzwischen die Ursache, weshalb die Propstin auch jetzt, nachdem die Verlobung so höchst unvermuthet abgeschlossen war, es nicht über ihr Herz bringen konnte, dieselbe zu billigen.

Fredrika ging ihren ruhigen Weg fort: sie schrieb eben so gern an ihren Ernst, als sie seine Briefe entgegen nahm. In ihrem Sinn trug sie das Bild eines stillen, wohnlichen häuslichen Herdes, und das reichte ihr hin. — So verging der Winter.

Doch der Frühling kam, und plötzlich, als hätte ein Siroccowind sie Alle erschlafft, schlich ein Unglück sich in das Haus ein. Noch lächelte sie wohl, Gustafwa, doch nahm sie schneller ab, als je zuvor. Man verschrieb einen Arzt, und dieser gab Medicamente; aber nichts desto weniger sanken ihre Kräfte, und es blieb nur der christliche Muth zu leiden und zu schweigen.

Gustafwa hatte niemals über den Doctor Lambert geredet; niemand in der Heimath wußte, daß auch sie einen häuslichen Herd hätte haben können, wenn die Vorsehung es gewollt hätte. Die Tante nahm das Geheimniß ihres Herzens mit sich in das Grab, und wie es zugegangen war, daß Lambert, der doch in jedem Blicke, in jeder Geberde zärtlich, aufmerksam und warm gewesen war, sich auf einmal so hatte verändern können, das wußte sie nicht. Sie war glücklich, daß sie nicht wußte, wie das Testament der Tante die ganze alleinige Ursache war.

Die Tante hatte auch wirklich den Mädchen auf Lundby nur einige unbedeutende Summen vermacht; das Uebrige wurde getheilt unter einige Verwandte auf ihrer Seite und zu wohlthätigen Stiftungen verwendet.

Gustafwa's Krankheit nahm inzwischen auf eine schreckliche Art zu. Emma's Gedanken an ein künftiges Heim gaben der liebevollen Pflege der Kranken, die jetzt ihr Zimmer nicht mehr verlassen konnte, Raum. Fredrika hatte alle möglichen Gedanken auf Gustafwa's Medicamente und stärkende Speisen gerichtet und Lina suchte das Zimmer in gutem Stande zu erhalten.

Gustafwa bat sie lächelnd sich nicht zu bemühen. „Wisset Ihr, Mädchen, auch ich erhalte eine Heimath, besser, als Ihr

sie erhaltet. Auch ich erhalte Liebe, aber eine heiligere und ewigere, als diejenige ist, welche Euer Herz erwärmen wird."

„Rede nicht so!" bat Emma. „Du darfst uns nicht verlassen!"

„Nun wohl, Emma, wenn ich muß — und ich thue es gern — Bald braucht die Mutter mich nicht länger: sie kann künftig von der Einen zu der Andern fahren, bisweilen in Stockholm und bisweilen in M. sein... Ach! Ihr werdet es so häuslich schön haben, und ich" — sie lächelte wie ein Kind, das an etwas Angenehmes denkt — „und ich, seht Ihr, ich bekomme eine große, unendliche Welt, in welcher ich leben kann, tausend Schwestern anstatt der drei... und die Tante Georgina... sie wird jetzt gewiß einsehen, daß es Liebe ohne Eigennutz giebt."

„Während wir hier sitzen," begann Lina, „so steht die Freude, nämlich so wie sie dort sein kann, auf Lagerhyttan hoch bis an die Decke: der junge Herr Figge ist mit seiner jungen Frau nach Hause gekommen. Sie soll, so sagt der Patron Mormell, ein junges, unerfahrenes Mädchen mit sanften, blauen Augen sein — wirklich romantisch nennt sie der Patron. Sie sollen auf Lefftorp wohnen: das ist nur eine Viertelmeile von Lagerhyttan. Alles ist dort so prächtig; die Patronin, im Aerger, daß sie Lundby nicht bekam, machte sogleich Anstalten auf Lefftorp; Tapezierer, Maler, Vergolder, Glaser und Decorateure wurden aus Stockholm verschrieben; auch soll es dort wirklich fürstlich sein. Aber die arme Frau Figge soll, wie der Patron Mormell sagt, sehr niedergedrückt aussehen."

„Ja, das ist eben nicht wunderbar," fiel Emma ein. „Bedenket, Schwestern: Erstlich: die Patronin, welche alles ordnet. Giebt es wohl etwas Unerträglicheres, als wenn alles

schon vorher in voller Ordnung, wenn an alles schon gedacht ist, mitten in ein Paradies hineingeworfen zu werden, um dann sich darin zu ergehen und zu langweilen? Wie würde uns wohl dann die Zeit lang geworden sein, wenn auch nicht das allergeringste unser Nachdenken gefordert hätte? Wie froh sind wir nicht gewesen, wenn wir nur das Geringste zu unsern kleinen Habseligkeiten hinzufügen konnten, als zum Beispiel vor zwei Jahren Lina die rothgestreiften Gardinen im Besuchzimmer gewebt, oder als ich ein neues Sofakissen genäht oder als Gustafwa ein neues Buch gelesen hatte! Alle diese Freude geht an der jungen Frau auf Lefftorp vorüber: wohin sie kommt, dort ist alles schon gethan. Zweitens: die Schwägerin, Mademoiselle Josephina. Wenn nun die kleine Frau so ist, wie andere Leute, so wird sie sich von ihrer Gelehrsamkeit förmlich gepeinigt fühlen. Sogar der Onkel Friman — von Axel will ich gar nichts sagen, denn er kann die Gelehrten im Unterrock nicht leiden — wird ermüdet von ihrer ewigen Literatur und Gelehrsamkeit. Und drittens: Figge selbst. „Was hast Du zu thun?... Verdammt langweilig!" gähnt er. — „Ja, lieber Mann!" gähnt sie: „was soll man vornehmen?" — Diese Frage thut sie zwar nicht; doch wenn sie dieselbe thäte, was würde man antworten? Was sie gerne thäte, das will er nicht, und was er will, das kann sie nicht; denn sich in Stockholm auf der Nordbrücke umhertreiben oder in einem Ochsenauge im Schauspiele sitzen, das kann er nicht auf Lefftorp — mit einem Worte: ich möchte nicht Frau Figge sein, und wenn ich die Reichthümer der ganzen Welt besäße."

„Und ferner soll dieser Doctor — wie heißt er doch noch?" fiel Lina ein.

„Doctor! Doctor..."

„Ja, Lambert heißt er."

Eine plötzliche Röthe flog über Gustafwa's Gesicht.

„Er soll öffentlich verlobt sein, wie der Patron sagte. Er bekommt Elise, soll ein angenehmer Mann sein, kam im vorigen Jahre her, hielt um ihre Hand an, bekam das Jawort, aber Figge's Herrlichkeiten haben sein Glück verzögert.“

„Elise wird gewiß ein gutes Mädchen sein,“ fiel Gustafwa ein, denn ihre Weiblichkeit widersetzte sich dem Gedanken, daß Lambert im Stande sein könnte, eine schlechte Wahl zu treffen.

„Ja, und musikalisch.“

„Ach ja — Lambert war sehr musikalisch.“

„Kennst Du ihn?“

„Ja, ein wenig,“ lächelte Gustafwa — „ich glaube aber doch, ich kenne ihn allzu wenig.“

„Er soll ein hübscher Mann sein, fein, artig und interessant. Das ist auch eben nicht wunderbar bei einem Arzte,“ meinte Emma. „Ein solcher muß eine unendliche Menge lebendiger Eindrücke vor seiner Seele haben; er ist nicht blos ein Wissenschaftsmann, sondern noch mehr ein Mensch und lebt in allen Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft, fühlt allen Lebensschicksalen auf den Puls. Das ist dennoch interessanter, als alle Bücher.“

„Liebe Lina!“ fiel Fredrika ein. „Ein Gelehrter weiß vollkommen eben so viel, wie ein solcher . . . ja, das thut er: er hat die Menschheit studirt mit Ruhe in Büchern und . . .“

„Ja, es ist klar; er muß ein Bibliothekar sein,“ lächelte Emma. „Sonst ist wohl ein Schulmagister ebenfalls nicht zu verachten, obgleich er in einige Dutzend unregierliche Jungen Vernunft zu trichtern hat, anstatt aus einigen Dutzend Büchern zu leihen.“

„Liebe Schwestern!“ flüsterte Gustafwa, „interessant sein ist eine Kunst; doch sie ist eine leere Kunst: die Jongleurkünste

der Seele sind diejenigen, welche sich beständig zu finden wissen, niemals die Balance verlieren oder den Gegenstand fallen lassen, so wie der Comödiant niemals die goldenen Kugeln fallen läßt, welche um seinen Kopf fliegen; aber diese gesellschaftliche Gabe ist zu Hause nicht anwendbar: interessante Leute außer dem Hause sind oft zu Hause sehr langweilig, denn sie machen nicht öfter Künste, als wenn sie ein Publikum haben, das sie beklatscht."

„Wie sehr hat Gustafwa Recht!" fiel Fredrika ein, welche nicht ohne Neid sah, daß Axel wirklich war, was man einen interessanten Gesellschaftsmann nennen konnte, und im Geiste vorhersah, daß ihr Ernst in dieser Kunst schwach sein würde.

„O, gewiß kann ein guter Mann auch in Gesellschaften interessant sein, und braucht darum zu Hause noch nicht langweilig zu sein," sagte Emma aus ganz entgegengesetzten Gründen. „Man kann es wirklich lernen, recht gut zu balanciren, ohne darum zu Hause aus Ungeschicklichkeit Messer und Löffel auf die Erde fallen zu lassen."

So saßen die jungen Mädchen noch einige Wochen bei einander und redeten niemals mit einem Worte über den Tod — „denn Stafwa dachte genug daran" — meinten die guten Schwestern. Die Mutter ging ab und zu, wurde jedoch so viel als möglich entfernt gehalten; denn ihre Miene war die Trauer selbst.

„Arme Mutter!" sagte Gustafwa, „wie wird es mit ihr gehen, wenn ich sterbe? . . . Sie macht mich traurig . . . ja, das ist das einzige."

Es war im Maimonate an einem Sonntage. Der Propst sollte selbst predigen an diesem Tage. Da war Gustafwa mit ihrem müden Haupte auf dem schneeweißen Kissen ruhend eingeschlummert.

„Es ist ja,“ flüsterte die Mutter, „heute der sechste Sonntag nach Ostern?“

„Ja, liebe Mutter.“

„Ich möchte wohl wissen, ob Stafwa im Stande ist, die Predigt zu hören,“ fuhr die Mutter fort, indem sie in ihrer vielgebrauchten Postille, ihrem Troste in so mancher Noth, blätterte. „Lausche einmal, Emma, ob sie schläft oder nur ruht!“

Und Emma ging leise zu ihrer schlummernden Schwester, fiel vor dem Bette auf die Knie, um richtig lauschen zu können, und sie lauschte, sie nahm die weiße, fast durchsichtige Hand: diese war kalt und weich; . . noch einmal lauschte sie, und winkte den Uebrigen. Alle eilten hin. „Mutter! Mutter!“ sagte Emma. „Der Tröster ist schon gekommen! . . . das ist ja der heutige Text? . . . Ja, so ist es: der Tröster, der rechte, ist gekommen! — Liebes Mütterchen! erblasse nicht so! Gustafwa bat uns immer, wir sollten dich trösten mit dem Worte Gottes; ich will dir die Predigt vorlesen. — Der Tröster kommt!“ begann Emma mit klarer und deutlicher Stimme, „der Tröster kommt!“ — Und nun las sie die schöne Predigt. Alle lauschten, Alle meinten gleichsam die Anwesenheit des Trösters in ihren Herzen zu fühlen: und so war es auch wirklich, denn es heißt: „Wo zween oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Und an demselben Sonntage wurde das dritte Aufgebot für den Doctor Lambert und Mademoiselle Elise Mannerberg abgekündigt.

Auf Lagerhyttan war an diesem Tage große Gratulation, und ein großer Tisch war überladen mit Aufgebotsgeschenken.

„Schade, daß Fräulein Stafwa Odelstam gestorben ist!“ sagte der Patron auf Stektorp, welcher sich in seinem alten, hundertmal aufgeputzten, bald altmodischen, bald wieder neumodischen Frack eingefunden hatte, um Glück zu wünschen.

„O! Ist Gustafwa Odelstam todt!“ sagte Elise und hatte mit dem Besatz ihres Kleides zu thun; „sie war auch so schwach: ich sah sie vor einem Jahre in der Kirche, und da war sie so bleich wie Wachs ... Bester Lambert! Wenn Du gerufen worden wärest, so wärest Du wohl zu den armen Leuten gereis't: Du hättest Figge's Carriole genommen — die geht in allen Wegen.“

Der Doctor war zerstreut. „Ja wohl ... ja wohl ... gute Elise! ... doch da gab's keine Hülfe: sie hatte ganz gewiß Tuberkeln in der Lunge.“

„Du hast sie vielleicht gekannt?“

„Ja, ich sah sie einige Male bei der alten Oberstin Odelstam in Stockholm.“

„Ja, sie war ein süßes Mädchen,“ fiel Josephina pathetisch ein. „Ein Etwas von poetischer Schwärmerei lag in ihren Augen: sie hatte ganz gewiß eine gefühlvolle Seele.“

„Ja, sie war ein herrliches Mädchen; sie war mir die liebste von Allen, obgleich sie Alle süße Mädchen sind,“ fiel der Patron Mormell ein. „Aber sie hatte eine schwache Complexion, und so ... Gott weiß, ob nicht ihr Herz verwundet worden ist ... hm! ... Gott weiß, sage ich; doch das ist gewiß hier nicht geschehen, denn dort hat außer mir und dem

Propst fast kein Mensch Umgang ... hm ... aber es war mir so ... hm ... sie war die ... laß mich nachdenken! ... hm ... ja, sie war die Stieftochter meiner leiblichen Cousine, nämlich in zweiter Ehe, denn sie war zweimal verheirathet ... sie verlobte sich ganz im Geheimen mit einem jungen, hübschen Mann, der aber doch ein lumpiger und schlechter Strick war; denn als er erfuhr, sie wäre arm ... vorher hatte er geglaubt, sie würde von einer reichen Tante ein Testament bekommen ... doch das schlug fehl ... hm ... da ließ er sie sitzen, und sie bekam die Schwindsucht oder Hektik, wie es in meiner Jugend hieß, und starb innerhalb eines Jahres ... Kann das nicht möglich sein, Herr Doctor?"

„Lieber Herr Patron! Interessantere Dinge kann man hören!" unterbrach ihn Lambert mit einem Lächeln, welches Schmerz verrieth.

„Ja ja, ja ja, verzeihen Sie!"

„O ja, bester Patron," fiel Elise ein; „es ist nicht zu verwundern, wenn ein Arzt wenigstens an dem Tage seines Aufgebotes von Krankengeschichten verschont zu werden wünscht."

„Hm, hm!" murmelte der Patron, und warf unwillkührlich einen Blick um sich her, da er denn „die Mutter" in eigner Person ganz in der Nähe entdeckte. Die Mutter sah bedenklich aus, und der Patron hörte im Geiste schon, daß sie auf der Fahrt nach Hause sagen würde, was sie schon tausendmal gesagt hatte. O! das kannte er wie ein auswendig gelerntes Pensum.

Er fuhr daher mit bekümmertem Herzen ab. Plötzlich brach „die Mutter" das Schweigen und sagte: „Es war recht von Dir, Mormell, daß Du diesem Doctor eins auf den Pelz gabst!"

„Wie? Auf den Pelz?"

„Ja, Du deutetest nicht übel hin auf sein Betragen gegen die arme Gustafwa."

„Hm! Wie so?"

„Ja, es war ganz so wie Du sagtest; doch Du fandest einen Ausweg, der ... Ja, die Propstin flüsterte mir zu, daß es meisterhaft und ehrenvoll von Dir gehandelt war, sein Gewissen zu wecken."

„Ach so! ... ja ja! ... hm! ... Das war eben die Absicht ... hm! ... obgleich es aus einer Ahnung kam."

Der arme Patron! Bisweilen erhielt er Tadel und bisweilen Lob ... und wahrhaftig: er war weder schuld an dem einen noch an dem andern.

Die Zeit flieht.

„Gott weiß, wie es doch ist, Cousinchen! doch die Zeit flieht," sagte der Patron Mormell einige Jahre später zu der Kapitainin Odelstam, welche mit ihrer Lina jetzt allein auf Lundby saß.

„Die Zeit flieht, und dennoch ... hm! ... dünkt mich meines eigenen unbedeutenden Theiles gar nicht, daß ich den Druck des Alters fühle ... Hurtig wie ein Knabe, steige ich über einen Zaun so gut, wie in meiner Jugend, kann auf einem Beine stehen und mir den Stiefel ausziehen — die Zeit geht gut, Gott sei gelobt!"

„Du bist sehr hurtig für Deine Jahre, Cousin; auch hast Du einen leichten Körper," meinte die Kapitainin. „O ja, die Zeit flieht; doch Gott sei gelobt für jeden Augenblick, sowohl für die düstern, als auch für die lichten."

„Hm ... ja, die düstern, ja!" fiel der Patron ein. „Du kannst nimmermehr glauben, wie hart es zu ertragen war, als die Selige ... meine selige Frau mir starb! Ja, Cousine, Du entsinnst Dich wohl noch meiner Trauer ... ja, das thust Du gewiß! ... Sie war eine gute Frau: Gott erfreue ihre Seele, wo sie jetzt ist!"

„Ja, sie war eine vortreffliche Gattin, Cousin! Da kannst sie nicht genug vermissen."

„Indessen, ja ... ja wohl, und sieh ... ich werde immer an meinen Verlust erinnert, wenn Andere glücklich sind. Hm!... Als ich neulich in M. war, so ging ich erst zu meinem Freunde, dem Lector Malmén — ein glücklicher Zufall, Cousine, daß Deine beiden Schwiegersöhne an einem und demselben Gymnasium Lectoren wurden ... ja, es war wirklich eine Schickung von Gott, daß der Lector Tranmark, der auch die Bibliothek hatte, eine Pfarre erhielt ... das ist eine fette Gelegenheit, sollst Du wissen, und Tranmark ... Wir waren alte intime Freunde; denn ich war Freund mit Swensson, mit ihm, dem Propst in Lillhamra — und Swensson und Tranmark waren wie Leib und Seele ... vortreffliche Männer Beide, obgleich alle Leute sagten, Tranmark hätte mehr Genie ... nein, Swensson hätte mehr Genie, sollte es heißen ... ich sage nur, was man sagte, und daß Tranmark geistreicher wäre ... nein, das war Swensson, und Tranmark besäße größere Gelehrsamkeit. Ja," fuhr der Patron fort, nachdem diese lange und erklärende Digression den Gegenstand des Gespräches fast ganz aufgelöst hatte — „hm! ein glücklicher Zufall, daß Tranmark und der Lector — in der Geschichte, glaube ich — Hillner zu gleicher Zeit abgingen ... Ja, Hillner war sehr schwach und kränklich, so daß es nicht wunderlich war, daß er starb ... zu allem Glücke ohne Weib und Kind, so daß, wie es in der Leichenrede hieß, nur die Wissenschaft der Geschichte als Wittwe bei seinem Epitaphium saß."

„Und wann warst Du dort, Cousin?"

„In der vorigen Woche ... Sieh, jetzt muß ich selbst an alles denken ... als die Selige noch lebte, brauchte ich aber an gar nichts zu denken ... sie war so klug, daß ich immer sagte: Meine Liebe! thue Du, wie Du willst! sagt' ich ... Ja, sieh! ... zuerst ging ich zu Malmén's ... Er sitzt bestän-

dig unter seinen Büchern, weiß Gott, wie es einem Menschen Vergnügen machen kann, immerwährend zu lesen ... bisweilen, zum Zeitvertreib, ist es gewiß gut, und ich lese immer die Zeitungen, obgleich nicht viel anderes darin steht als Gezänke ... und so schelten sie einander aus, und da soll man viele Reichsthaler' bezahlen außer den Gebühren des Postverwalters, um zu erfahren, daß der Redacteur ein Lumpenkerl ist ... aber es könnte ja ganz einfach in der Anmeldung stehen, daß der Redacteur der angemeldeten Zeitung ein edler Mensch ist und alle übrigen nichts anderes als elende Wichte ... Ja, wo war ich doch? ... Ja, Malmén sitzt da und studirt noch immer wie sonst; aber er hat doch seinen kleinen, hä, hi, hi! Amanuensis, sagt' er, den kleinen Swen, der jetzt vier Jahre alt ist."

„Er ist schon über fünf!" fiel die Kapitainin ein.

„Ja, ja; geht ins sechste, das ist wahr, das sagte Malmén selbst ... und so die kleine Fredrika, wie rund und fett und rothblumig sie geworden ist! Jetzt sieht man, daß sie vollauf hat, wovon sie nehmen kann. Ich aß dort zu Mittag ... Blumenkohl, Cousine, und Braten und Bouillon, und so ein Nachessen, eine Art Mus, das mit dem Löffel gegessen wird ... wie es heißen mag ... sehr gutes und vortreffliches Essen. Auch sagt man in der ganzen Stadt, daß Frau Malmén eine wirkliche Speisefrau ist, obgleich Malmén mager ist, er ... diese gelehrten Herren nehmen sich nicht eher auf, als bis sie eine Pfarre bekommen; denn so war Tranmark mager wie ein Nußheher; aber da bekam er die Pfarre, die beste im Stifte, und nun ist er fett ... Herr Du mein Gott, wie angenehm Malmén's es doch haben: eine kleine, nette Wohnung, bequeme Möbeln — ja, ja, im Besuchzimmer neue Möbeln, Cousine, die Du noch nicht gesehen hast!"

„Ich werde zu Weihnachten hinreisen, wenn wir Schlittenbahn bekommen! Friman hat versprochen mich zu holen," fiel die Kapitainin ein. „Ach so! Fredrika hat neue Möbeln im Besuchzimmer bekommen! Ja, ja, die vorigen waren eben nicht gut ... Und dort hat doch eine Menge von Leuten Umgang."

„Behüte! behüte! Der Bischof, ja ... und die andern Lectoren und der Lagman und der Bürgermeister ... es ist ganz schrecklich, wie in der letzten Zeit zu M. der Luxus zugenommen hat, so ist es überall, und kein Mensch kann begreifen, wie es reichen kann ... bei den Lectoren hat es keine Gefahr; doch Andre ... hm! ... Andre! Mein Bruder, der Kämmerer in der Bank, schreibt, daß ihm seine Haushaltung über viertausend Reichsthaler*) kostet, und dennoch leben sie sehr eingezogen; aber sie haben doch eine Wohnung mit einem Haufen großer Ställe von Zimmern, die das ganze Jahr hindurch leer stehen, außer wenn sie ihre Schuldigkeitseinladung ergehen lassen, da werden sie geöffnet und gelüftet, und die Lichter werden angezündet in den Kronleuchtern, und da sammeln sich Leute ... hm! Lector Friman sagte ... ich erzählte ihm dieses, denn ich erhielt den Brief, als ich in der Stadt war ... Lector Friman sagte ... er hat immer seine Ideen, er — ein angenehmer und vortrefflicher Mann, sehr beliebt bei der Schuljugend, die ihm niemals etwas zu Leide thut — ja, er sagte: diese Fêten, bei denen sich die leeren Räume auf einmal mit sogenannten Freunden füllen, kommen mir vor wie eine Art von Spukerei, gleich der, wenn die Geister zu Weihnachten ihre Frühmette feiern. Da sammelt sich eine Masse von un-

*) Ein Reichsthaler ist etwa 11¼ Silbergroschen oder Neugroschen; also 4000 Rthlr. etwa 1500 Thlr. preußisch und sächsisch.

Anm. d. Ueb.

glücklichen Wesen, um sich einmal richtig zu belustigen; da ahmen sie dem Leben nach, und sind dennoch todt: dergleichen Freunde sind nichts anderes, als Gespenster ... Eine lustige Ansicht! ... Auch leben Friman und seine Frau sehr eingezogen. Ja, ja! ... die kleine Emma hat vollauf zu thun, um den kleinen Axel, die kleine Gustafwa und die kleine Alma so fein und nett zu halten, wie sie sind ... hm! das ist ein Spiel ... ja, Cousine, Du solltest sehen! ... In einer Garderobe hat die Lectorin den Kindern eine Kammer eingerichtet; dort haben sie ihre Bücher, ihre Tafeln, ihre Spielsachen, und dort spielen sie. Die kleine Alma — sie ist jetzt zwei Jahre — saß da in einem großen Shawl und stellte die Großmutter vor, und Axel und Gustafwa besuchten sie und tranken Kaffee bei der Großmutter; Emma aber sagte, es wäre Schwachbier und Syrup; doch das thut nichts, meinte sie, wenn es nur braun aussieht."

„Das soll wahrlich eine Freude werden hinzukommen!" sagte die Kapitainin. „Ich habe die Alma seit einem Jahre nicht gesehen; denn im vorigen Sommer waren sie auf Reisen, und hernach ist nichts daraus geworden, daß sie hierher gekommen sind ... Gott segne die Kinderchen!"

„Ja, sind sie nicht der kleinen Emma so ähnlich! so nett und so süß und dazu so schöne Kinder noch obendrein ... da ist Malmén's Swen bei weitem nicht so ..."

„O ja; der kleine Swen ist ein guter Junge und kann schon die Buchstaben."

„Ja wohl; aber er sieht nicht so gut aus, wie die kleinen Friman — nein!"

„O ja; er sieht nicht übel aus. Es ist etwas sehr Zuverlässiges und Tüchtiges an dem Jungen ... Ja, Gott hat seine Wege! ... Gewiß meinte ich, es war hart, als meine beiden

Töchter auf einmal von mir hinweg sollten — und Gustafwa ein Jahr früher eingeschlummert war."

„Ja, in demselben Augenblicke, da das Evangelium von der Ankunft des Erlösers in der Kirche gelesen wurde, da kam er, der Erlöser von allem Uebel ... Ach! ich entsinne mich wohl noch des Begräbnisses, Cousinchen, als der Propst mit einer Stimme, von Thränen unterbrochen, zum Eingangsspruch nahm, was in der Epistel steht: „Und dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat." — Da entwickelte er die geschwisterliche Liebe, und wie sie Alle einander dienten mit der Gabe, die jede empfangen hatte, und siehe — sagte der Propst — sie war zuerst bereit, dem Rufe zu gehorchen; ihre Gabe war es, ohne äußere Kämpfe, ohne wechselnde Schicksale, in dem Schwesterringe zuerst zu reifen für eine bessere Welt. — Ja, Cousine!" fuhr der Patron fort, und wischte sich die ehrlichen Augen, „niemals in meinem Leben habe ich so geweint, seit der Zeit, da unser kleiner Sohn ... doch einerlei, Cousine! Du weißt, wie es schmeckt, ein Kind zu verlieren."

„Ja, nimmermehr vergesse ich meine Gustafwa, und auch sie vergißt ganz gewiß nicht ihre arme Mutter! ... Aber eine doppelte Hochzeit ist ebenfalls schwer für eine Mutter. Drei Kinder gingen hinweg von mir in einem Jahre: die Eine als Grabesbraut, die beiden Andern vor dem Altar."

„Ja, das waren herrliche Hochzeiten, jede an ihrem Tage!" meinte der Patron. „Fredrika als die Aelteste am ersten Tage, und Emma als die Jüngere am zweiten. Das waren wirklich zwei recht süße Bräute ... die Selige, meine Alte, meinte auch, sie hätte kaum ein so schönes Paar gesehen, wie Friman und Emma, seit der Hochzeit auf Lagerhyttan, denn der Doctor Lambert und Elise Mannerberg sahen beide gut

aus . . . Die arme Kleine ist in diesem Jahre wieder in Carlsbad gewesen wie im vorigen Jahre . . . schickte an den alten Patron eine große Tabaksdose voll Sprudelsteine."

„Und auf Lefftorp?"

„O, da muß es, unter uns gesagt, nicht eben gut aussehen," flüsterte der Patron. „Die alte Patronin ist dort früh und spät, und die Frau hat nicht das allergeringste zu sagen. Es ist, wie die Selige, meine Alte, immer zu sagen pflegte, eine kleine Hölle für eine Frau, in der Nähe eine Schwiegermutter zu haben, besonders wenn der Mann, so wie hier Figge, das Söhnchen der Mutter und ihr rechtes Auge ist. Da nehmen die moralischen Vorlesungen und die Ermahnungen niemals ein Ende. Wie das arme Wesen es anfangen soll, sich die Liebe ihres Mannes zu erwerben . . . hm . . . das geht nicht so leicht, das ist, wie der Lector Friman sagte, gerade so, wie wenn man einen gekohlten Meiler noch einmal in Brand setzen wollte: das will nicht gehen. Armes Kind! sie brachte ihre Hunderttausend mit, um ein Gefäß des Zornes ihrer Schwiegermutter zu sein."

„Aber ich meine," sagte die Kapitainin, welche trotz ihrer herzlichen Gutmüthigkeit es nicht so ganz ungerne sah, wenn man die kleinen Eigenheiten der Patronin Mannerberg von der Schattenseite betrachtete, „die schwere Krankheit im vorigen Jahre sollte der Patronin Stoff zum Nachdenken gegeben haben."

„Hm! . . . sie ist ja gelb wie eine Citrone, liebe Cousine, und da werden sie ganz rosenrasend. Die Selige hatte einmal nur einen Monat lang die Gelbsucht, und . . . nun weißt Du, daß sie die Güte selbst war . . . aber da war sie so leicht gereizt, und so zanksüchtig und so recht ärgerlich, daß ich mich ermannen und denken mußte: sie ist krank! . . . Eine sonder-

bare Krankheit, die Gelbsucht . . . keine Aerzte können sie kuriren . . . ich ließ nach vielen Recepten Medicin holen, ja — doch eben so gelb blieb die Selige. Da traf ich endlich die alte Majorin Djupdal: sie war eine kluge und vortreffliche Frau, der selige Major war mein intimer Freund . . . hat herrliche Söhne, der Eine ist Kapitain und hat den Schwertorden . . . ja . . . und da beklagte ich mich. Da sagte die Majorin: Herr Brukspatron! . . . denn sieh, mit ihr bin ich nie recht bekannt oder vertraut gewesen . . . Herr Brukspatron, sagte sie, werfen Sie alle Medicamente weg, und nehmen Sie gelbe Seide . . . es war keine solche Drehseide, sondern . . . original . . . nein! . . ."

„Organsinseide?"

„Ja, präcise: Organsinseide, solche, aus der man Kokarden macht . . . gelbe, sagte sie . . . und messen Sie ihre, der Kranken, Länge neunmal, und schneiden Sie es fein entzwei mit einer neuen Scheere und kochen Sie es mit Milch und ein wenig Eigelb darin . . . und geben Sie es ihr auf nüchternen Magen, ein Drittheil an jedem Donnerstagmorgen, ehe der Hahn kräht, so wird es gut."

„Und wie ging es?"

„Ja, zweimal ging es rasend, denn der Hahn krähte, ehe sie getrunken hatte; dann aber gelang es die Zeit abzupassen, und da ging es weg."

„Gleich?"

„O nein, nicht eben sogleich: aber sie wurde ganz allmählig besser."

„Aber glaubst Du dergleichen, Cousin?" lächelte die Kapitainin.

„Ja, Cousine! Ich muß wohl meinen eigenen Augen glauben? Sie wurde besser, fing an zu essen und so wurde sie

gut wie Gold . . . Nein, Cousine, es ist wie ich sage: die Patronin auf Lagerhyttan ist jetzt siebenmal ärger als früher, und sowohl Mannerberg selbst, als auch Pär und Josephina danken Gott, daß sie sich meistentheils auf Lefftorp aufhält und Figge's Kinder wartet — das ist eine Apotheke: die Kinder sind beständig krank, und sie zwingt Medicamente in sie hinein, denn dazu taugt sie doch . . . Aber die arme Frau! sie hat keinen Menschen, mit dem sie ein Wort reden kann."

„Aber könnte nicht Josephina?"

„Ja, liebe Cousine, siehst Du: Frau Figge hat keine solche gelehrte Bildung, und darum nennt Josephina sie „den kapitolinischen Vogel" . . . das heißt nicht viel besseres, als eine Gans; und Pär meint, sie hält übel Haus, und die Schwiegermutter meint, sie macht alles schlecht, und Figge reitet oder jagt oder hat Punschfeste — ja, sie fühlt es gewiß, daß sie verheirathet ist!"

„Armes Kind!" sagte die Kapitainin. „Es war ihr Unglück, daß sie nicht der Neigung ihres Herzens folgen durfte, sondern verkauft wurde wie eine andere Handelswaare."

„Ja wohl, Cousine!" entgegnete der Patron, „und ferner, daß sie verheirathet wurde mit einem solchen Windspiel, einem Kerl ohne Erfahrung und ohne Grundsätze. Das ist im Allgemeinen ein großes Unglück."

„Und der sie nicht liebte," fügte die Kapitainin hinzu.

„Ja . . . für einen solchen jungen Wildfang ist Eine nicht genug . . . Er singt — das habe ich mit eigenen Ohren gehört — er singt: „Verliere ich Eine, so hab ich noch tausend" . . . das ist ja wirklich sündhaft! So singt kein Mann, der gesetzt ist und das Herz auf dem rechten Flecke hat, Cousine — nein, gewiß nicht!"

„Nein; ein gesetzter Charakter ist für ein Mädchen die einzige Bürgschaft, daß sie glücklich werden wird."

„Ja, ganz meine Meinung! ... Sieh, ich habe viele solche Fälle gesehen... Ein junges Mädchen, sehr schön und sehr süß — ja, sie war die Tochter eines meiner Jugendfreunde — ohne Widerspruch sehr schön... ja... und so umschwärmt von Schmetterlingen ... von einem Haufen junger Männer. Aber was that sie? Ja, sie endigte damit, daß sie einen Assessor Fröbengrén heirathete, einen wohlhabenden, älteren Mann, nicht schön, sondern eher häßlich... ja... etwa dreimal so alt, wie sie... er sechzig, sie fünfundzwanzig ... Nun.. wurde das glücklichste Paar in der Welt; sie lebten wie ein Paar Turteltauben, und als er hernach starb, da ging sie zwei Jahre in Flanell und trauerte darauf viele Jahre in Thränen... keine Kinder."

„Ja, dergleichen Ehen werden oft glücklich."

„Ja, Cousine! sie werden die allerglücklichsten, denn die Zeit der heftigsten Leidenschaft ist vorbei: es bleibt eine warme Freundschaft, ja eine Art von Liebe, die gleichsam himmlisch und rein ist wie die Engelliebe ohne alles Falsch... Hm! recht angenehm zu hören, liebe Cousine, daß Du meine Gedanken theilst, hm! So ist es mit den Damen: sie haben immer mehr Verstand, als wir Männer... Darum kann ein Mann allein auch niemals fertig werden... er ist geradeswegs steuerlos ohne einen weiblichen Freund... hm!"

„O, das kann ich nicht sagen, Cousin!" meinte die Kapitainin lächelnd; „Du wirst ja vortrefflich fertig!"

„Ja, das kannst Du glauben, Cousine! Gewiß ist Maja Stina ein vortreffliches Mädchen, erzogen bei uns... sie kam zu uns, um Kindermädchen zu sein bei dem kleinen Jungen... ja, das ist nun aus!... sie war damals ein blutjunges Ding,

und blieb dann bei uns, so daß sie gleichsam mit zum Hause gehört. Aber doch: sie ist nur ein Dienstmädchen und hat nicht Respekt genug . . . hm . . . nicht Respekt genug. Ein Haus, Cousine, das von einem Dienstmädchen regiert werden soll, wird nicht besser, als ein Wahlreich . . . Alle meinen, sie sind eben so gut . . . hm! . . . und setzen sich ihr auf die Nase . . . hm! . . . dergleichen geschieht nicht mit einer wirklichen Frau, die von Leuten hergekommen ist, Cousine . . . denn mit ihr sind die Dienstmädchen niemals Cameradinnen gewesen."

„Darin hast Du Recht, Cousin! Doch Maja Stina sieht mir ernsthaft aus."

„Ja, gewiß! doch sieh! Sie muß böse werden und schelten . . und da werden die Andern ebenfalls böse — und es ist ein ganz anderes Ding, als wenn die Frau blos befiehlt, und die Andern gehorchen . . . Nein, Cousine, weißt Du: ich habe mit meinem ganzen Ansehen auftreten müssen, um Frieden zu bekommen . . . hm! . . . Sonst ein gutes Mädchen, die Maja Stina; doch . . . mit einem Worte: es könnte besser sein, und ich vermisse die Selige jeden Tag, den Gott kommen läßt . . . Ja, das thue ich!"

Die Thränen traten dem guten Patron in die Augen.

„Ja, Cousin! Du bist immer ein guter Mann gewesen."

„Behüte, ja! Gewiß bin ich im Grunde gut, obgleich auch ich eine imponirende Haltung annehmen kann; doch das liegt nicht eigentlich in meiner Natur, Consine . . . Die Güte, das ist meine Sache . . . Hm! . . . Maja Stina ist sonst wohl gut, von einer tüchtigen . . . ja . . . von einer tüchtigen Familie, ja . . . alle Schwestern haben gute Conditionen . . . ja, ja, die eine war — das habe ich gar nicht gewußt, als erst seit Kur=

zem — war Dienstmädchen und alles in allem bei der alten Oberstin Odelstam, der seligen Tante."

„Da kann man es erklären, daß die Tante Odelstam den Axel Friman so gut kannte, wie er erzählte."

„Ja, o ja, ach so: sie kannte ihn? Ja, ja, Maja Stina kann lesen und schreiben — etwas kritzlich, aber leserlich — hm! — ist ein gutes Mädchen; mir aber ist sie zu scharf."

„Und Du bist immer gut gewesen, Cousin, vielleicht allzu gut."

„Ja, ja, das kann wohl sein. Du kennst mich, Cousine... hm!... Wo ist Fräulein Lina, die junge Cousine, heute?"

„Sie ist im Pfarrhofe, um ein Achtzehnhundert=Riedblatt zu leihen."

„Ja, ja, o! sie ist so fleißig, des Morgens auf mit der Sonne und die Letzte zu Bett."

„Ja, sie ist der Fleiß selbst."

„Ein gutes Mädchen! ein sehr gutes Mädchen, die kleine Cousine! — Glücklich, wer sie zur Frau bekommt!"

„Lina verläßt aber ihre Mutter nicht."

„Ach so... ja, ja! Es sind zarte Bande; doch könnte es sich ja wohl so wenden, daß die Mama mitgehen könnte, hm — hm — ja — ein wirklich gutes Mädchen, das Fräulein Lina, und sieht recht gut aus — ist auch nicht mehr in der ersten Jugendblüthe — ist jetzt wohl dreißig Jahre, Fräulein Lina?... Ja, so ungefähr."

„Ja, einunddreißig Jahre im nächsten Herbste."

„Ja, ja — ja, ja, sieht noch jung aus, nicht verfallen — oder sieht man ihr etwas anderes an, als daß sie die Zwanziger angefangen hat?... hm!... hat aber einen Charakter, gesetzt... und dann eine Tüchtigkeit... hm!..."

Nach verschiedenem ähnlichem Geschwätz reiste der Patron zurück nach Stektorp, wo Maja Stina sogleich mit Klagen kam, weil ein Dienstmädchen naseweis geworden war.

„Der Herr Patron müssen Ihr Ansehen als Herr zeigen!“ sagte die Haushälterin eifrig. „Was soll ich Arme thun, wenn sie mir gerade ins Gesicht lachen, da ich von Ihnen rede, und wenn sie sagen, was Greta heute sagte?“

„Was sagte denn Greta?“

„O, sie sagte, der Patron, sagt sie, der ist nicht gefährlich; wenn er kommt, so hält man ihn sich wohl vom Leibe, wie einen Andern — einerlei, wie sie den Patron nannte!“

„Was? nannte sie mich für etwas? für was?“

„O, das kann einerlei sein.“

„Nein, das ist nicht einerlei — für was nannte sie mich?“

„O, sie sagte: diesen kleinen — o, es ist unnöthig zu sagen!“

„Nein, sage, was sie sagte!“ heischte der Patron, von Zorn erhitzt.

„Ja, diesen kleinen Jammerlappen kann ich nehmen und an die Wand werfen, so daß nicht ein nasser Fleck nach bleibt.“

„Rufe sie alle herein, und die Knechte mit! Hier soll das Recht gehandhabt werden!“

Das ganze Personal kam herein. Der Patron trat an sein Bücherbrett und nahm die Statuten für Dienstboten.

„Hm! Greta ist naseweis, und droht, wie ich höre! Doch das Gesetz soll Haus und Hausfrieden schützen!“

„Bester, kleiner, guter Herr Patron!“ begann Greta, große, klare Thränen weinend — „bester, kleiner, guter Herr Patron!“

„Kleiner? Nicht noch einmal!“ rief dieser barsch; „ich

bin so, wie Gott mich erschaffen hat, und kein Ungethüm, so groß wie ein Fuder Heu; doch darum hat mich noch niemand wegen meiner Kleinheit gescholten. — Höre, Greta! Du hast gesagt, Du wolltest mich an die Wand werfen, so daß nicht ein nasser Fleck nach bleiben sollte!"

„Herr, Du mein Gott und Schöpfer! wer kann so lügen? — Ich sagte nur: wenn Jungfer Maja Stina bei unserm ehrenwerthen Herrn Patron klagen wollte, so könnte sie es thun: er weiß es recht gut, wo die Gerechtigkeit liegt, sagt' ich — denn sieh, er ist gut und gerecht!"

„Hm, hm! — Du bist naseweis gewesen!"

„Nein, guter, bester Herr Patron! In meinem ganzen Leben ist es mir nicht im geringsten eingefallen, schlecht von Ihnen zu reden; wenn es aber schlecht zugeht mit Ihren Sachen, so denke ich immer und sage: Anders ging es zu, als die selige Patronin noch lebte, und da wird Jungfer Maja Stina böse; denn sehen Sie, sie will so vornehm sein, als wäre sie eine Patronin."

„O, Du solltest Dich schämen, hier zu stehen und dem guten, kleinen Patron die Haut voll zu lügen!" fiel Maja Stina heftig ein.

Dieses Wort von dem „kleinen" Patron wendete augenblicklich den Wind.

„Ich bitte mir aus: keinen Zank und kein Spektakel! — Hier ist keine Patronin, sondern Dienstmädchen sind alle — alle gleich gut! ... So! Nun ist die Sache abgemacht, und wer nicht zufrieden ist, bekommt mit mir zu thun — denkt daran! Ich bin wohl gut; doch wenn ich will, so kann ich den Respekt aufrecht erhalten."

„Ja, das versteht sich," setzte Greta hinzu und küßte den Rockärmel des Patrons; „ja, das sage ich ja auch immer:

unser Patron ist ein Mann, der sich nicht auf der Nase spielen läßt, wenn er nur zu wissen bekommt, wie es hier zugeht."

„Ja, ja! . . ja, ja! . . . Nun ist alles wieder gut! . . . Nun könnt Ihr alle gehen!"

„Hm! . . . das taugt nicht!" murmelte der Patron bei sich selbst. „Niemals hörte ich ein solches Spektakel, so lange die Selige — Gott erfreue ihre Seele! — lebte . . . hm . . . hm!"

Zwei Documente.

Zum darauf folgenden Weihnachtsfeste mußten Alle nach M. reisen, um dort das Fest zuzubringen. Die Kapitainin hatte einen hübschen Schlitten bekommen, und in diesen packte sie sich ein nebst Lina und Jungfer Catharina Gran, welche ebenfalls sehr angelegentlich eingeladen war. Der Drechsler Gran setzte sich auf den Kutschbock, und so ging es vorwärts. Die theuren Gäste wurden so vertheilt, daß die Kapitainin und Lina bei dem Lector Friman, und der Drechsler mit seiner Schwester bei dem Lector und Bibliothekar Ernst Malmén wohnten.

Den Weihnachtsabend feierten sie mit einander. Welche Freude für die Kinder! für Swen Malmén, welcher Bücher erhielt, und für Axel, Gustafwa und die kleine Alma Friman, welche Spielsachen bekamen! In dieser Hinsicht hatte sich der Drechsler Gran ganz besonders ausgezeichnet, so daß der Weihnachttisch der Kinder bald aussah wie ein wohl assortirtes Magazin von Spielsachen. Catharina hatte Puppen gemacht — ach, wie schön, wie lustig war das! Auch die Mama hatte man bedacht mit einer ganzen Masse von Pelzwerk, Halstüchern, Hauben mit „ernsthaften“ Bändern und mehr dergleichen. Lina bekam einen Arbeitsbeutel, ein

Schreibzeug und eine ganze Masse von Kleinigkeiten außer mehren Bunden des feinsten baumwollenen Garnes und anderem, was zu ihren Lieblingsbeschäftigungen gehörte. Gran erhielt von dem Bibliothekar eine ganze Sammlung von Reisebeschreibungen, Lectüre für wenigstens ein ganzes Jahr, und von Friman andre Bücher über Geschichte, Physik und anderes, was ihm Vergnügen machen konnte.

Gran war die personificirte Freude, noch niemals hatte man ihn so froh gesehen; denn er hatte doch immer was Ernstes und Trocknes in seinem Wesen, etwas, das nicht öfter sich erweichte, als wenn sein gutes Herz hindurch leuchtete.

Jetzt aber war er wirklich froh, wirklich vergnügt.

Das letzte Weihnachtsgeschenk, welches hereingeworfen wurde, wollte niemand als das seinige erkennen: es war ein großes Paquet mit Urkunden, gerichtet an die Kapitainin Odelstam. Als es gebrochen wurde, fand man, daß es einen in gesetzlicher Form abgefaßten Schenkungsbrief über das Gut Lundby von dem Drechsler Gran an die Kapitainin Odelstam und ihre Erben enthielt. „Es hat mir niemals gehört," sagte Gran, „aber ich habe es um der Form willen gethan; doch" — fuhr er lächelnd fort, als Alle ihm dankten, denn das Gut war ja doch für das Geld gekauft, welches für sein brillantes Kreuz eingeflossen war — „doch dieses ist nichts in Vergleich mit demjenigen, was noch kommt!" — Und nun zog er einen großen Brief aus der Brusttasche.

„Wisset," sagte er: „unsre Pflegemutter sagte oft zu mir: diesen Brief darfst Du nicht brechen, ehe Deine Stellung durch eigenen Fleiß völlig gesichert ist. Du darfst nicht eher nach dem Inhalte desselben forschen, als bis Du mit Allem zufrieden bist und unter keiner Bedingung Deine Stellung verändern willst. Ich aber habe gezaudert, denn immer noch hatte

ich irgend einen unerfüllten Wunsch, und wagte den Brief nicht zu brechen, denn unsre Pflegemutter sagte: es kann Dein Unglück werden, wenn Du nicht mit Deiner Stellung so zufrieden bist, daß sie nicht besser werden kann."

„Jetzt bin ich so glücklich, wie ich es werden kann" — so fuhr Gran fort, und blickte fröhlich um sich her mit einer sanften Liebe in den Augen. „Ich habe Haus und Hof und meine Schwester Catharina gesund und froh bei mir; ich habe Euch Alle, meine Freunde, ich brauche nicht mehr bekümmert zu sein wegen der Enkelinnen meiner Wohlthäterin, wegen der vier armen Fräulein: sie sind jetzt alle glücklich. Ich brauche nicht mehr zu untersuchen, in wiefern Fredrika mit ihrem Malmén glücklich ist, oder ob mein guter, leicht beweglicher Axel Friman ein guter Mann und die kleine niedliche Emma eine glückliche Gattin werden wird; mit einem Worte: ich habe nichts zu wünschen: ich stehe auf der Höhe meines Lebensglückes, da ich so viele Glückliche um mich her sehe — und dann noch dazu die Kinder, für welche Gran zu jedem Weihnachtsfeste neue Sachen zu drechseln hat, und mit denen er an jedem Weihnachtsfeste wiederum froh sein kann, ganz so, als ob er selbst ein Kind wäre."

„Hier, lieber Bibliothekar! Du bist gewohnt Handschriften zu lesen! Brich den Brief und lies ihn uns vor: dies ist mein letztes Weihnachtsgeschenk."

„Am Ende mußtest Du dennoch derjenige werden, der das Document zu lesen bekommt, welches ich vor einigen Jahren so gerne zu lesen wünschte: ich bin und bleibe ja immer der erste Entdecker!" sagte Lector Friman lächelnd. „So! nun setzen wir uns zurecht! Die Kinder mögen im Kinderzimmer wirthschaften — mach die Thür zu, Swen! Du bist ein ernster Kerl, Du, und kannst hier bleiben: halte nur Wache an der Thür!"

Der kleine Swen nahm dieses Zutrauen mit einem Lächeln entgegen, welches bewies, wie sehr er sich geschmeichelt fühlte, und er war der erste, der den Axel, die Gustafwa und besonders die kleine Alma in das Kinderzimmer verpaßte, wo die Weihnachtslichter lange vergessen gestanden hatten, und wo das Kindermädchen die Gesellschaft entgegen nahm.

Der Bibliothekar setzte die Brille auf, schnitt das Siegel und die seidene Schnur, mit welcher der Brief umbunden war, mit einer Scheere ab, zog ein Papier hervor und begann zu lesen:

Marienthal, den 12. Juni 1799.

„Meine geliebten, ewig geliebten und doch in Betrübniß gebornen Kinder!

In meiner Einsamkeit sitze ich oft in meiner stillen Zelle und bete inbrünstig zu der heiligen Jungfrau, daß sie sich gnädiglich erbarmen wollte über ihre Dienerin und sie lehren möge zu vergessen, was sie gewesen und alles was ihr theuer gewesen ist. Mit heftiger sündiger Begierde wendet sich das Gemüth der Welt zu und kann seine Gedanken nicht fahren lassen; doch in einem Traume hat die heilige Jungfrau mir gelobt, daß ich dereinst den Frieden finden soll, und daher kann ich ruhig sein, obgleich es eine Sünde ist, an das Irdische zu denken. Doch habe ich in einem demuthsvollen Briefe den Erzbischof, den Mann Gottes, welcher seinen Stuhl in Trier hat, gefragt, ob ich meine Lebensschicksale aufschreiben dürfte, so daß meine Kinder, obgleich in einer sündigen Ehe erzeugt und also nicht meine ehelichen Kinder, in einer Zukunft ihre arme Mutter lieben und für diejenige beten könnten, welche eher keinen Frieden fand, als bis sie, geleitet von dem Geiste Gottes und von dem Lichte der Gnade, in den

Schoß der alleinseligmachenden Kirche floh, die Welt abschwur und in Marienthal das Gelübde des Gehorsams ablegte.

Maria ist mein Name; mein Vater war ein Geistlicher, doch ein irrender, obgleich er wohl jetzt das rechte Licht des Geistes erhalten hat, nach welchem er strebte und um welches er vergeblich betete gleich dem, der blind geboren ist und in der Nacht verborgen gehalten wird.

Es erschien aber ein vornehmer Jüngling, schön in seinem Aeußeren und edel in seinem Herzen, weil der Teufel ihn so gebildet hatte, und wir faßten Liebe zu einander. Mein Vater, Petrus Ambjörnsson, verbot bei seinem väterlichen Fluche unsre Verbindung; er sagte mir seine Gründe, daß die Familie des Jünglings immer die arme Pastorstochter verachten und zurücksetzen würde. Und Verachtung hat mich verletzt: ich war damals noch nicht demüthig in meinem Herzen. Doch mein Vater starb, und der Geist des Hochmuthes, der trotzende, erhob mein Haupt: ich wollte der Welt zeigen, daß ich blos um meiner Liebe willen allem, Verachtung und Erniedrigung, trotzte.

In jener Zeit wanderte ich in der Finsterniß, und glaubte nicht, daß meine Liebe eine Sünde war; aber der Fluch meines Vaters brannte mir dennoch in der Seele. Auch dieses Gefühl bezwang ich mit Gewalt, und mein Herz in der Brust war kalt, als wäre es von Eis gewesen: alle Gefühle mußten einfrieren, damit ich sie nicht fühlte, und so war es. Sixten Minnesköld verlor den Ring bei unserer Trauung — es war ein Zeichen von der Unzufriedenheit des Himmels.

So begann der Fluch, und er fuhr weiter fort. Gott hatte mich verlassen, weil ich ihm getrotzt hatte; mein himmlischer Vater wollte sein Antlitz nicht der Eidbrüchigen zuwen=

den, deren Scheitel von dem Fluche des irdischen Vaters gebrannt wurde.

Sixten Minnesskjöld wollte mich bei seiner Mutter einführen. Diese, welche in der Heirath nichts anderes sah, als daß er, wie damals der Adel in Frankreich es machte, seinen eigenen Stand verachtete und Schmutz auf die Erinnerungen seiner Familie warf, ließ mich abweisen, als ich vor ihrer Thür stand. Da fuhr mir ein Dolch durch die Seele, aber ich konnte nicht zürnen, denn es war ja doch nicht die arme Pastorstochter, welche sie abwies, nicht die Namenlose, die einen entlehnten Namen erhalten hatte, sondern es war der Zorn Gottes, welcher die verfluchte Eidbrüchige zurückstieß und sie hinauswarf wie Isebel den Hunden zur Speise.

Da wurde Sixten betrübt, und auch er gleich mir fühlte, wie ein Fluch auf seinem Herzen brannte, und gleich zweien Verbrechern, wie Adam und Eva von einem Engel der Rache aus dem Paradiese getrieben, flohen wir aus Schweden.

Und Sixten erhielt eine Anstellung bei der Mission in Wien.

Dort lebten wir in der großen, fröhlichen Welt, waren jedoch nicht glücklich. — Wir erhielten zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. — An Euch, Kinder, schreibe ich heute.

Ich verstellte mich, um Sixten nicht zu verletzen; ich wollte fröhlich aussehen, während eine Hölle in meinem Innern brannte. Verletzter Stolz, Selbstverachtung und mein Ungehorsam gruben eine Wunde in meine Seele; diese erweiterte sich immer mehr und mehr, immer tiefer und dunkler wurde ihr Grund; endlich aber leuchtete lodernd die Flamme auf aus der Tiefe: es lag eine Hölle darunter verborgen.

Da nahte sich mir ein Rüstzeug des Herrn, ein Mann Gottes in seiner einzigen und wahren Beschaffenheit, und er sagte: „Tochter, Du leidest!“

„Ich leide," seufzte ich, „was meine Thaten verdient haben."

Da sagte er: „Tochter! die Kirche kann alle Wunden heilen."

„Nicht meine Kirche," sagte ich.

„Nein, unsre Kirche: sie hat Gnade genug der ganzen Welt zu schenken." — Und seht, Kinder! mein brennendes Herz lauschte, mein schmerzendes Haupt schwindelte: so tief gesunken, und dennoch der Rettung so nahe. Es war mir, als wäre ich von den Wogen umhergeworfen worden auf dem finstern Meere und versuchte mich noch sinkend in der Verzweiflung oben zu halten, doch vergeblich, und als fühlte ich da plötzlich, wie eine Insel sich aus der Tiefe unter meinen Füßen erhob, und wie sie stieg und sich hob und endlich grün, blühend und herrlich da stand mitten in den Wellen, und ich saß gerettet auf einem Hügel umgossen von der Morgenröthe, bedeckt von nur noch einigen Thautropfen, einigen Thränen, welche sich zuletzt in unvergängliche Perlen verwandelten. So stieg mein Herz aus dem Schwall des Zweifels; die Kirche mit ihrer Gnade nahm an ihrem freundlichen Gestade das verlorene Kind auf und wusch mit ihrem geweihten Wasser das Merkzeichen des Fluches hinweg von meiner Stirn.

Nicht offen konnte ich meinen Glauben bekennen; doch mein Gatte erkrankte.

Da redete er irre: der böse Feind hatte Macht über ihn bekommen. Ach, wie sehr liebte ich ihn! Er war mir so theuer: ach, wenn auch er gleich mir Ruhe finden könnte! — Und ich saß Tag und Nacht neben seinem Lager und feuchtete seine brennende Stirn und wehte seinem Antlitze Kühlung zu und betete zu der Jungfrau, der unbefleckten, daß sie mir helfen möchte, ihn dem Leben wieder zu geben. Und Ihr, Kinder, spieltet in Eurem Zimmer ganz unbekümmert, während Euer Vater mit dem Tode kämpfte, und Eure Mutter in Angst

und Noth um Rettung betete für ihren Geliebten und für seine Seele, daß diese nicht blindgeboren für ein anderes Leben von hinnen scheiden möchte.

In einer Nacht war er ruhiger, aber er hatte dennoch nicht die Besinnung. Doch siehe: der Geist der Wahrheit hatte auf ihn gewirkt, und der Geist der Lüge mußte auf einige Augenblicke weichen. Da schlug er plötzlich die Augen auf und sagte:

„Sitzest Du da, Maria? ... Ich glaubte, es wäre Georgina, die meinem Gesichte Kühlung zuwehte."

„Nein, Sixten! ich bin's."

„Arme Maria, arme Maria!" flüsterte er.

„Bedaure mich nicht, geliebter Sixten!"

„Sage nicht: Geliebter!" begann er. „Du bist nicht meine Geliebte! Georgina ist diejenige, welche ich liebe! Sie hat mir das Kreuz gegeben, das auf meiner Brust hängt ... Wo ist das Kreuz? Schicke ihr das Kreuz! Bitte sie zu kommen: ich will in ihren Armen sterben, in ihren ... nicht in Deinen ... nein, nicht in Deinen!" Dieses Kreuz, Kinder, hatte er immer auf seiner Brust getragen, und ich saß vor dem Bette und freute mich, wenn ich sah, wie er in der Fieberhitze dasselbe an seine Lippen drückte, und ich dachte: „Siehe! er flieht zu dem Kreuze, und küßt das heilige Zeichen!"

„Hier ist es!" rief er plötzlich aus, faßte das Kreuz und küßte es. „Sieh, dies gab mir Georgina, das herrliche Mädchen, sie, sie, meine Einzige! ... Sie ist mir vorangegangen ... sie ruft mich! ... Ja, ich komme ... komme! ... Ich weiß noch sehr wohl, was Du an jenem Abende sagtest, da wir uns zuletzt sahen!"

„Und denkst Du denn nicht an mich, Sixten?" fragte ich in unaussprechlicher Angst.

„Du heißest ja Maria und bist die Tochter des stolzen Pastors! ... Nein, Dich liebe ich nicht ... es war ja ein Graf Minnesköld, der sein Wort gegeben hatte ... ein Minnesköld hat noch nie sein Wort gebrochen ... und ... Nein, Du warst eine schöne Schlange, die mich bezauberte, die mich ins Verderben lockte, die mich aus meinem Vaterlande und von meiner Mutter vertrieb ... ha, ha, ha! ... Siehst Du; Heirathen ist eine Pflicht! So wie man sterben kann für seine Ehre, so kann man auch heirathen und sich das Herz aus der Brust schneiden für seine Ehre ... ha, ha, ha!“ — Und nun lachte er, indem er mich wild anstarrte. Ich vergesse in meinem Leben diesen Blick nicht.

Kinder! So erfuhr ich, daß er mich nicht liebte; der letzte Strohhalm, nach welchem ich noch greifen zu können meinte, der letzte Ueberrest irdischer Freude, den ich noch zu besitzen hoffte, segelte hinweg von mir, und das einzige, das übrig war und das ewig übrig bleibt, war die Versöhnung, Liebe und Gnade der Kirche.

So phantasirte er lange; doch durch die Bemühungen des Arztes genas er wieder und stand auf von dem Krankenbette; doch sehr verändert. Der frohe Weltmann war gewichen vor einem stummen und düstern Hypochondristen ... Er litt an Heimweh.

Wir reisten also wieder nach Hause, wie es hieß, wurden aber von seiner Mutter nicht angenommen. Da erkrankte er von neuem und schrieb Brief auf Brief an die Mutter, um sie zu sehen, ehe er stürbe. Endlich antwortete sie, sie könnte nicht kommen, so lange ich im Hause wäre.

Er wollte mir dieses nicht sagen, doch suchte er mich zu entfernen. Seine Unruhe nahm zu und endlich ... sagte er mir alles.

Mit Aerger und Bitterkeit im Herzen gehorchte ich ohne zu klagen. Ich reiste aufs Land hinaus und blieb dort eine Woche.

— — — — — — — — — — —

Als ich zurückkam, war er in den Armen seiner Mutter gestorben.

Am folgenden Tage kam ein Mann zu mir. Schon die einschmeichelnde Miene und das höfliche Betragen kündigten einen Menschen ohne Herz an. Wer stets lächeln, stets zuvorkommend sein kann, der ist ein Uhrwerk, welches der Eigennutz aufzieht, nicht ein lebender, fühlender Mensch, welcher lieben und hassen, genießen und leiden kann. So war dieser Mann, welcher als Mittler zwischen mir und der alten Gräfin auftrat.

Die erste Bedingung war, ich sollte das Land verlassen und den Namen meines Gatten ablegen. Nur unter dieser Bedingung wollte die Gräfin mich mit einer bedeutenden Geldsumme unterstützen. Ich ging darauf ein, weil ich schon an den Plan dachte, welchen ich späterhin ausgeführt habe. — Der Name war mir gleichgültig, wenn ich mich zu einer Braut des Himmels weihte.

Die andere Bedingung war, ich sollte die Kinder abgeben. Ich schlug es ab: die Kinder gehörten mir. Der Mann drohte; ich antwortete, wenn man mir meinen Namen und mein Dasein rauben wollte, so könnte man mir meine Kinder nicht rauben. Da drohte er mir noch mehr und gab mir einen Wink, es könnte ein Königlicher Befehl ausgefertigt werden, und . . .

Ich erblaßte: die Gräfin war mächtig. Ich versprach mich zu bedenken, nachdem ich die versprochene Summe erhalten hätte, und der Mann ging. Am Abende aber kleidete ich mich in einige Lumpen, welche ich von einer alten Frau miethete, und ging in das Waisenhaus mit Dir, Carl, an der

einen Hand und mit der kleinen Catharina im Arme, beide ebenfalls in einem Anzuge, der Euren Stand nicht verrieth. Ich hatte einen Zettel folgenden Inhaltes geschrieben und mit einem Bande um Carl's Hals gehängt: „Eine Mutter, welche nichts zu leben hat, von der ganzen Welt verlassen ist, und der Erde nicht länger zur Last sein will, übergiebt hiermit der allgemeinen Barmherzigkeit ihre beiden Kinder Carl und Catharina, ersterer drei und letztere zwei Jahre alt, in der Ueberzeugung, daß irgend ein guter Mensch sich ihrer annehmen wird, um welches ich in anonymen Briefen einige edle Menschen ersucht habe. Unbekannt will ich sterben."

Mit diesem Briefe versehen kamen die Kinder in das Waisenhaus. Ich umarmte sie, küßte sie und betete zu Gott für sie — weinen konnte ich nicht — öffnete die Thür des Empfangssaales und stellte sie dort hin. Sie weinten beide laut, als ich davon eilte.

Kinder! wenn Ihr dieses leset, so versucht es nicht, Euch meinen Schmerz zu denken. Die Todesangst muß ein himmlischer Genuß sein in Vergleich mit derjenigen, welche eine Mutter zwingt, ihre Kinder in die weite Welt zu stoßen mit dem Vorsatze, sie niemals wieder zu sehen.

Wenn ich unrecht handelte, daß ich Euch nicht einer gehässigen Frau zur Erziehung übergeben wollte, so werdet Ihr mich doch nicht verdammen: das weiß ich.

Am folgenden Tage kehrte der Abgeordnete zurück, gab mir eine Summe Geld und einen Theil der hinterlassenen Kostbarkeiten meines Mannes, unter denselben auch das unglückselige Kreuz. Jetzt versprach ich, er sollte um einen Monat die Kinder erhalten: ich wollte, sagte ich, mich nur noch eine kurze Zeit ihres Anblickes freuen; ich wollte übrigens nie-

mals wieder etwas von mir hören lassen. Hierüber mußte ich eine schriftliche Versicherung ausfertigen.

Ich hatte eine Jugendfreundin. Sie war die Einzige, welcher ich mich anvertrauen konnte. Sie hatte sich vor kurzem verheirathet mit einem edlen Manne, den ich ebenfalls kannte. An diese wendete ich mich und sie nahmen meine Kinder zu sich aus dem Waisenhause. Meine Freundin kam selbst nach Stockholm und ließ die Kinder vor sich aufstellen: „sie wollte zwei als Pflegekinder nehmen," so hieß es, und sie wählte die meinigen, welche sie an der Aehnlichkeit mit mir erkannte.

Ich gab dem edlen Paare eine so große Summe, wie ich nur konnte, und reiste ab, ehe der Monat zu Ende war. Als der Abgeordnete kam, so fand er weder mich noch auch die Kinder.

Auf diese Weise, meine Kinder! seid Ihr hinausgeworfen worden in die Welt ohne Vater und Mutter; aber Gott wird Euer Vater sein.

Lebet in geschwisterlicher Liebe: außer der elterlichen Liebe ist diese die einzige, welche die Probe hält. Jede andere Liebe ist Egoismus, wenn auch ein verfeinerter, und eine Sinnlichkeit, wenn auch eine veredelte, und steht an der Grenze eines Falles, stets um sich blickend, um nicht in die Tiefe zu stürzen, welche vor ihren Füßen gähnt.

Ich habe Eure Pflegemutter ersucht, Euch nichts von Eurer wirklichen Herkunft anzuvertrauen: es ist besser, gar keine Familie zu haben, als eine, die uns verläugnet. Ich wünsche, daß Ihr Beide gute, ehrliche Leute werden möget, ohne Ansprüche,

aber auch ohne Kämpfe, dieselben zu befriedigen. Lebet von Eurem Fleiße, haltet zusammen in Einem Willen: dieses wird Eure Pflegemutter Euch lehren; und wenn Ihr dereinst von Eurer unglücklichen Mutter reden höret, so denket nur: „sie war zu stolz, um sich zu beugen, und darum wurde sie vom Sturme gebrochen.“

Zuletzt noch einen Wunsch, den wärmsten. Hätte ich es gekonnt, so hätte ich Euch mit mir hinausgeführt an diesen Ort, wo die Kirche auch Euch in ihren warmen Schoß genommen haben würde. Doch ich konnte das nicht: ich hatte hier keinen Freund gleich derjenigen, welche Euch dort erzogen hat; Ihr hättet die Schale eines andern Glaubens erhalten, der Kern aber wäre vielleicht von einem Wurme angestochen worden. Jetzt weiß ich, daß Ihr hinaus gegangen seid in die Welt mit einem frischen Herzen, und dann mag Gott Eure Bahn leiten. Wir sehen uns gewiß dereinst wieder: so hoffe ich. Es giebt viele Wege zu dem Sammlungsplatze, viele Fahnen, unter denen die einzelnen Schaaren für ihre Befreiung kämpfen; doch diese Wege sind nicht alle so gerade, so eben getreten von den gläubigen Schaaren, wie derjenige, welchen ich gewählt habe. Sucht Euch Euren Weg in Nebel und Finsterniß bis an den Punkt, wo Ihr das Licht dämmern seht; wandelt getreulich Eure Bahn, und wenn Ihr ankommt, so werdet Ihr sehen, daß dieses Licht kein anderes war, als dasjenige, welches die armen Hirten und die mächtigen Könige aus dem Morgenlande leitete — der Stern, welcher stille steht über Bethlehem, wo der Gottessohn an der mütterlichen Brust der heiligen Jungfrau ruht. Dieses Licht ist dasjenige, welches noch heutiges Tages die Könige und die Völker, die Mächtigen und die Armen, zu Einem Ziele leitet.

Wenn Ihr dieses leset, bin ich längst todt. Denket mit

Liebe an Eure unglückliche Mutter, und danket Gott, daß sie Ruhe und Frieden fand: denket an Eure Mutter

Maria Ambjörnsson,

Mitglied des Schwesternklosters in Marienthal."

„Da haben wir ja einen ganzen Roman!" fiel Axel Friman ein, als der Bibliothekar zu Ende gelesen hatte. „Und was sagt nun unser Freund?"

„Ich sage," antwortete Gran, indem er ein paar Thränen aus den Augen wischte, „ich sage nichts anderes als ich danke meiner Mutter von Herzen, daß ich dies alles nicht früher als jetzt erfahren habe. Vielleicht wäre der Geist des Hochmuthes über mich gekommen und hätte geflüstert: Du bist ein Graf, Carl Gran! Stehe nicht da und drechsle: Du hast allzu vornehme Hände, als daß Du eine so grobe Arbeit angreifen könntest! Vielleicht, sage ich, wenn ich nicht so alt und so glücklich gewesen wäre; vielleicht wäre ich anstatt eines ehrlichen Drechslers ein schlechter Graf geworden."

„Und Du, Catharina!" flüsterte Emma; „was sagst Du?"

Catharina lächelte und sagte: „O, Herr Gott, wenn mein Bruder, der Herr Graf, ein Drechsler sein will, so bin ich wohl gezwungen, wie bisher des Drechslers Schwester zu sein!"

„Und Gott sei gelobt, daß es nichts gefährlicheres war!" sagte Gran. „Dieser geheimnißvolle Brief hat mich oft gepeinigt. Ich fürchtete, daß meine Eltern Verbrecher gewesen sein könnten; ich glaubte, wenn uns etwas widrig ging, daß die Ursache gleichsam in diesem Brief liegen möchte; ich fürchtete, es könnte irgend ein finsteres Geheimniß, das Geständniß eines Verbrechens, darin liegen, und der Fluch könnte auf die Kinder übergehen. Nun, Gott sei gelobt! unsre Eltern waren unglücklich, nichts mehr und nichts weniger: unglücklich mitten

in dem Schoße des Ueberflusses, unselig mitten im Schoße des Ranges, der Schönheit, der Jugend und des Reichthums, und ihre Kinder sind glücklich in ihrer vergessenen Hütte, ohne Jugend, ohne Rang, Schönheit und Reichthum. Friede mit denen, welche eingegangen sind in das Reich des Friedens! Wir finden uns mit der Zeit wohl wieder, und dann werden wir es wohl wissen, wo der Fehler liegt, warum der Mensch hier auf Erden nicht glücklich ist."

„Recht gesagt! recht gesagt, lieber Gran!" sagten Alle und schüttelten die Hand des redlichen Mannes, welcher der gemeinschaftliche Freund Aller war.

„Und nun kein Wort weiter über die Grafschaft," lächelte Gran; „diese liegt im Monde gleich vielen Herrlichkeiten Andrer in dieser Welt. Wir haben es hier auf Erden so gemacht, wie der Ansiedler auf dem Gemeingrunde: sein bester Acker liegt zerstreut rund umher, und er selbst wohnt auf einer Felsenplatte."

„Und Georgina Odelstam war diejenige, welche das brillantirte Kreuz kaufte! Ich kenne die Geschichte schon!" begann Axel, und erzählte, was die Tante ihm anvertraut hatte.

„Sie begegnete ihm also bald, nachdem das Pfand zurückgeliefert war; sie war ihm treu bis in den Tod," seufzte die Capitainin. „Jetzt verstehe ich alles, und auch Gustafwa's Schicksal."

Was da geschieht, das ist das Beste; denn kein Sperling fällt auf die Erde ohne den Willen des himmlischen Vaters.

Die Zwischenlage.

Zwischen Weihnachten und Neujahr wurde die Gesellschaft vermehrt durch den Patron auf Stektorp, welcher, wie er vermeldete, plötzlich auf die Idee verfallen war: „Ich fahre auf einige Tage nach M.!“ — und gedacht, gethan: er reiste.

Der Patron hatte gleichwohl nicht seine gewöhnliche Laune, sondern war sehr schweigsam, worüber sich Alle verwunderten.

Eines Tages trat er in Malméns Zimmer und sagte: „Bist Du allein, lieber Bruder?“

„Ja!“

„Hm — wollte mit Dir reden.“

Malmén machte sein Buch zu und sah ihn an.

Der Patron war blaß und schlug die Augen zu Boden.

„Hm, mein Bruder!“ begann er; „Du weißt, wie es hier in der Welt ist; doch Gott sei gelobt für gutes Auskommen; meine ökonomische Stellung ist gut, vortrefflich, sicher ... hm!“

„Ja, das bezweifle ich nicht.“

„Ja, das kannst Du doch nicht so genau wissen, Bruder; aber Stektorp ist ganz unverschuldet; es ernährt fünfundzwanzig Kühe außer dem nöthigen Zugvieh an Pferden und Ochsen und an Jungvieh und Schafen.“

„So!“

„Und hat einen guten Boden — habe das neunte und zehnte Korn bekommen, besonders im Langschlage, obgleich der Steinschlag (das ist ein häßlicher Name; aber ich habe sechshundert Fuder Steine davon weggefahren) ebenfalls recht gut ist, wenn auch die Wiese sehr nahe liegt und der Wald Schatten darauf wirft — das ist nicht gut, Bruder, aber ich will die Bäume schonen, denn sie wachsen nicht so schnell wieder, wie man sie umhaut."

„Ja, Onkel, das ist klug gehandelt; Du bist ein tüchtiger Landwirth, das weiß ich," äußerte der Lector höchst uninteressirt.

„Ja, ja; gewiß hat Stektorp Wald genug, keine Frage, Balken, Nutzholz und Brennholz — hm — doch man kann nicht genug sparen. Vor drei Jahren wurden in meinem Walde Bäume gehauen, achtzehn Zoll im Zopfende, schöne Dinger zum Brückenbau an dem Steinbache."

„Ja, ja."

„Ja, ja, also ich habe, Gott Lob! mein Auskommen."

„Ja wohl."

„Ja, ja, und stehe auf eigenen Füßen."

„Ja wohl."

„Ja, ja, und wie Du weißt, so genieße ich, wenn man den Patron auf Lagerhyttan ausnimmt, ein gewisses Ansehen im Kirchspiele. Uebrigens bin ich wohl alt, aber dennoch drückt mich das Alter immer noch nicht — oder was sagst Du, Bruder?"

„Lieber Onkel, Du bist hurtig über Deine Jahre."

„Versuchte heute früh, in meine Zehe zu beißen, und bekam den Fuß hinauf bis sechs Zoll von der Nase — fehlte nicht viel daran."

„O wirklich?"

„Und bin stark wie ein Jüngling.“

„Ja wohl.“

„Hm — Bruder, wollte Dich bitten, ob Du nicht so gut sein wolltest, mir einen Dienst zu erzeigen.“

„Ja, gerne!“

„Hm — meine selige Frau hat mir eine goldene Uhr hinterlassen — hm — ein sogenanntes kleines Ochsenauge, von emaillirtem Golde — dickem Gehäuse — wenn Du fühlen willst, dick wie ein Kupferschilling — bekommt keine Beulen, ein solches — hm — damals gebrauchte man keine solchen Cylinderuhren und dergleichen; alles war tüchtig.

„Was meinst Du, lieber Onkel?“

„Ja, siehst Du! jetzt ist sie beim Uhrmacher gewesen; ein Werk, sagt er, das noch hundert Jahre halten kann, obgleich die Zapfenlöcher von Messing sind und nicht von Rubinen, wie man jetzt braucht. — Die Selige erbte sie von ihrer Tante — o, sie ist schrecklich alt, jetzt aber neu reparirt, und der Uhrmacher verbürgt sich auf zwei Jahre, das ließ ich mir schriftlich geben — sofern sie nicht beschädigt wird, sagt er, so steht er ein, daß sie geht.“

„Aber, lieber Onkel, ich verstehe kein Wort.“

„Ja, siehst Du, lieber Bruder, diese Uhr wollte ich der kleinen Cousine verehren, ich meine: Fräulein Lina.“

„Wozu denn das?“

„Ja, siehst Du, lieber Bruder: nun solltest Du so gütig sein, ihr die Uhr zu geben und von mir zu grüßen.“

„Lina kommt aber heute Nachmittag hieher mit ihrer Mutter, und da könntest Du selbst...“

„Ne.. nein — kann nicht... hm... hm... wird mir ein wenig schwer, mich mit den Redensarten zu behelfen... hm.“

„Aber sage mir, Onkel, woran denkst Du?“

„Ans Heirathen — hi, hi, hi! — Lieber Bruder, werde nicht böse; aber Cousine Lina, sie geht nun so da auf der übriggebliebenen Karte, wie man sagt, und ich habe zu Hause eine kleine Hölle, und so dachte ich, wir könnten...“

„Ihr könntet einander heirathen?“ fragte der Lector, indem er den Mund zu einem Lächeln verzog.

„Wir könnten unsre Säcke zusammenlegen und in den Stand der Ehe treten, wenn es ihr und der Mutter und den übrigen nicht zuwider ist.“

„Aber, Onkel! denke daran nur nicht: Mutter läßt sie nimmermehr weg.“

„Weiß das! weiß das schon vorher: habe schon oben auf Stektorp für die Mutter die Zimmer reparirt, die Wände dicht gemacht, Sägespäne mit Lehm vermischt unter den Fußboden gelegt und Kachelöfen mit fünf Röhren gesetzt; dazu Doppelfenster für den Winter angeschafft — die Mutter soll mitkommen.“

„Und Du willst also?“

„Ja, ich will — ja — und Du, lieber Bruder, bist ein kluger und verständiger Mann; denn so viel habe ich gesehen, daß die Capitainin am meisten auf Dich giebt, denn sieh: Axel Friman ist wohl ein sehr guter Mann, doch es wird ihm so leicht lustig zu werden; Du dagegen bist langweiliger und ernster.“

„Und?“

„Ja, meine Bitte ist, daß Du das Ochsenauge nimmst und es Lina als Weihnachtsgeschenk giebst, und so von der linken Hand ein Wort fallen lässest, so daß sie's versteht — hm!“

„Ja, das kann geschehen; doch der Uhr bedarf es nicht: wenn es geht, so geht es ohne Uhr.“

„Hm, nein! das kleine emaillirte Ding gehört mit zur

Sache: sieh, hier steht j'aime (ich liebe — hi, hi! So viel weiß ich noch seit den Zeiten, da ich französisch lernte), und dieses Wort steht über sechs Lanzen, auf französisch six lances; das heißt also: j'aime en silence — hm! Du verstehst, Bruder, hi, hi, hi! — eine schöne Idee! Ich liebe in der Stille oder mit Stillschweigen, wie Du willst."

Sogar der Bibliothekar und Lector Malmén, welcher wirklich ein ernsthafter, wenn auch eben nicht, wie der Patron gesagt hatte, langweiliger Mann war, mußte lachen.

„Das hätte Friman am Besten besorgt."

„Friman? Nein, da würde nur Spektakel daraus. Nein, Bruder! — hm! Wenn Du nun um meinetwillen hingingest und — bekomme ich den Korb, so schweigst Du, besonders sagst Du dem Friman nicht ein Wort... Er ist mir ein Spottvogel und soll Feuilletons für das Abendblatt schreiben, so daß ich leicht dorthinein kommen und dem ganzen Lande zum Spottgedicht werden könnte... hm."

„Nun gut! Ich gehe!"

Der Lector trug die Angelegenheit vor, wußte aber die Antwort vorher: dieselbe lautete: „Nein! der alte Mann ist zwar von Herzen gut; doch müßte ich mich seiner in allen Gesellschaften schämen." So sagte Lina.

„Aber wie wollen wir ihm den Korb mittheilen?"

Emma wurde mit zu Rathe gezogen.

„Die ganze Geschichte kommt daher, daß er einen ganzen Troß von Mägden auf dem Halse hat; diese kann er nicht regieren, und dazu braucht er eine Frau."

„Ja."

„Nun aber wäre es auch nicht gut von uns gehandelt, wenn wir den Alten in die Wildniß verwiesen, denn in seiner Verzweiflung nimmt er zuletzt, wie Frau Lenngrén sagt, „eine Jungfer von Skinnarviken"*), und wird dann unglücklich; und das verdient er nicht, der ehrliche, alte Mormell, wenn er auch ein wenig lustig ist."

„Nein; darin hast Du Recht!" sagte Lina. „Aber, um alles in der Welt, ich kann ihn doch wohl nicht blos aus Barmherzigkeit heirathen?"

„Nun, was ist zu thun?" fragte der Lector.

Emma dachte nach. „Wir müssen meinen Axel mit in den Rath ziehen."

„Nein," sagte Malmén; „es ist verboten, ausdrücklich verboten, daß er nichts erfahren soll."

„Da sehe man nur!" sagte Emma. „Der Alte hat keinen bessern Freund als meinen Axel: er lacht am wenigsten über ihn, denn, sagt er, ich vergesse es niemals, daß das Auge des Alten feucht wird, wenn er von seinem kleinen Sohne redet; es sitzt ein weiches, gutes Herz in der Brust."

Axel wurde gerufen. — „Aha!" sagte er. „Ja, das habe ich längst erwartet. Es kam mir immer so vor, der Schwager Mormell würde recht passend sein, das Duett der Schwäger in ein schönes Trio zu verwandeln."

„Jetzt läßt Du es bleiben Scherz zu treiben, Du!" sagte Emma. „Dazu hat Dich kein Mensch gerufen, sondern einen guten Rath sollst Du geben!"

---

*) Eine am Mälar in der südlichen Vorstadt belegene, im Ganzen ärmlich gebaute und besonders von armen Leuten bewohnte Gegend von Stockholm. Anm. d. Ueb.

„Den gebe ich sogleich: Mutter und ich gehen spazieren — nicht wahr, Mutter? — und so gehen wir hinauf zu Malmén.“

„Und weiter?“

„Malmén geht hinauf ins Gymnasium und hat Lina nicht zu Hause getroffen; mit einem Worte: der Alte hat sich gar nicht um sie beworben, und das wird er auch nicht thun und er wird auch keine Jungfer von Skinnarviken nehmen, so wahr ich Axel Friman heiße und die Geschichte des Herzens gründlich kenne.“

„Aber, Axel! geh jetzt nicht!“ bat Emma, die sich auf ihren lieben Mann nicht so ganz verließ.

„Mutter geht ja mit, liebe Emma!“

Einige Augenblicke später steckte der Lector Friman den Kopf in Malmén's Studirzimmer, woselbst der Patron ganz allein saß und in einem Buche, das er verkehrt vor Augen hatte, zu lesen glaubte.

„Nun, sieh! das war vortrefflich, daß wir Dich hier treffen, Onkel! Mutter und ich, wir gehen für uns aus, während Emma und Lina auf eine ganze Menge von Vormittagsvisiten gegangen sind.“

„So so, so so! sagte der Patron, froh in seinem Sinne, daß er sein Urtheil noch nicht so bald erhalten sollte — „ich sitze hier und warte auf den Bruder Malmén.“

„Auf Malmén? der ging hinauf ins Gymnasium — der Dompropst bekam ihn zu fassen.“

„So so... hm... so so!“

„Mutter ist auf eine Idee verfallen,“ begann Friman; „und ich meinestheils meine, daß sie sehr gut ist.“

„Welche?“

„Ja, siehst Du, Onkel: für ein paar Frauenzimmer ist es schwer, einer Landwirthschaft vorzustehen — sie verstehen das nicht.“

„Sie haben mich oft um Rath gefragt,“ entgegnete der Patron und strich sich das Kinn.

„Ja, ich weiß; doch habe ich einen Vorschlag.“

„So?“

„Du sitzest so allein und einsam auf Stektorp seit der Zeit, da die selige Patronin starb.“

„Ja, das weiß Gott!“

„Jetzt wäre mein Vorschlag der: Ihr schlaget Eure Säcke zusammen; Du, Onkel, ziehst nach Lundby, welches ja an Stektorp grenzt, und hilfst der Mutter mit gutem Rath, und so lösest Du Deine Wirthschaft auf, und Lina besorgt das alles.“

„Hm! — ein Vorschlag, den man überlegen muß!... Ich sollte auf Lundby wohnen und nicht nöthig haben, eine eigne Haushaltung zu führen!... Lieber Bruder! Du kannst Dir keinen Begriff davon machen, wie unerträglich dieser Mägdetroß ist, obgleich Maja Stina gut und tüchtig ist — das läßt sich nicht läugnen.“

„Jetzt gehen wir zu der Mutter,“ sagte Axel, „und reden mit ihr.“

Der Patron ging schnell auf den Vorschlag ein — und die Capitainin war froh, einen so tüchtigen Landwirth zu bekommen, um ihr kleines Landgut anzugucken.

Als Malmén zurückkehrte, kam ihm der Patron entgegen.

„Du hast die Cousine nicht getroffen?"

„Nein!"

„Du bist im Consistorium gewesen?"

„Ja!"

„Hast das Ochsenauge bei Dir?"

„Ja!"

„So gieb es mir nur wieder! Zum nächsten Weihnachten soll die Cousine es haben... Die Sache hat eine andere Wendung genommen — hm! Axel Friman hat einen vortrefflichen Kopf und ein gutes Herz. Ich habe ihn verkannt; ja, das habe ich."

Schlußsatz.

Die ganze Familie auf Lundby nebst ihren sämmtlichen Verzweigungen war am letztverflossenen Weihnachtsfeste zum Propste Friman eingeladen. Eigentlich war die Propstin diejenige, welche diese Familienzusammenkunft gewünscht hatte. Die Anzahl ihrer Gründe war groß. Sie wollte sich jetzt recht gründlich mit Axel Friman und Emma versöhnen, welche letztere ihr jetzt sehr theuer geworden war. Jahrelang hatte Jakobina ihr im Sinne gelegen; doch ein wohlhabender Kaufmann, noch obendrein Wittwer und daher ein gesetzter Mann, hatte um die Hand der kleinen Jakobina angehalten und sie auch wirklich erhalten, so daß die Propstin jetzt keinen Grund mehr hatte zu dem Wunsche, sie durch Mitwirken des Axel Friman versorgt zu sehen. Ueberdies hatte Emma, wie man glaubte, „sich so gut auf die alte Frau verstanden," daß diese mit jedem Tage günstiger gegen sie gestimmt wurde. Es giebt nämlich Leute, welche glauben, die Kunst Menschen zu gewinnen erfordere ein wirkliches Studium; doch dieses war hier nicht der Fall. Emma war diejenige, welche sie war, und brauchte nicht mehr zu sein, sobald nur die kleinen Berechnungen der Propstin nicht dazwischen standen. Also hatte die Propstin es so recht darauf angelegt, gegen Emma freundlich zu sein, nicht darum, weil sie jemals unfreundlich gewesen

war, sondern darum, weil sie auf ihrem Gewissen etwas hatte, das ihr Pein machte, nämlich eine kleine Ungerechtigkeit, welche, so unbedeutend sie auch gewesen sein mochte, dennoch zu groß war, um von der Propstin Friman getragen werden zu können. Also waren Alle an diesem Weihnachtsabend versammelt. Sie hätten den Weihnachtstisch der Kinder sehen sollen, der doch von Swen Malmén, welcher jetzt ein wirklich verständiger und altväterischer Herr von zehn Jahren ist, mit einer Art von Verachtung betrachtet wurde. Er hieß schon „der kleine Amanuensis" oder „der kleine Professor," und saß auch den ganzen Weihnachtsabend da und blätterte in Dillenii Antiquitäts-Lexicon, welches, seit vielen Jahren vergessen, auf dem Bücherbrette des Propstes stand. Malmén fand auf eben diesem Bücherbrette zwei alte Bücher in Pergamentbänden, die er sich für die Bibliothek des Gymnasiums ausbat. Die Kinder des Axel Friman dagegen waren ein Mittelding zwischen Vater und Mutter, wild, fröhlich, gut gelaunt; aber gerade solche, von denen alte, vernünftige Leute murmeln: „Gott weiß, was mit der Zeit aus ihnen werden wird!" Und aus dergleichen Kindern wird immer etwas, entweder etwas sehr Gutes oder sehr Böses; doch woher sollte das Böse wohl in eine Familie kommen, in welcher man sich so sehr liebt? Die Kinder formen sich nach den Eltern; und sind die Beispiele gut gewesen, so können sie höchstens in äußerer Hinsicht fallen; vielleicht thun sie keinen einzigen Schritt auf der Bahn des Glückes, während Andre mit schlechten Vorbildern unter stetem inneren Sinken, stetem Verläugnen ihrer bessern Natur auf der gebrechlichen Leiter der Ehre und des Glückes emporklettern. Dergleichen können Friman's Kinder nimmermehr werden. Sie freuten sich so herzlich über den Weihnachtstisch, daß die Propstin sich glücklicher fühlte, als sie selbst.

Die Weihnachtsgeschenke wurden eins nach dem andern hereingeworfen, zum Theil mit Versen versehen, zum Theil ohne dieselben, alles den Umständen und den Kräften angemessen. Unter den erstgenannten fiel eine Schachtel in die Augen mit folgender Aufschrift:

An Fräulein Lina Odelstam.

Ich bin ein kleines Ding,
Mein Werth ist sehr gering,
Von einem alten Mann,
Der's gerne hat gethan;
Verdient nicht Dank hiernach
Für's Geschenk, Papier und Lack.

„Was kann das sein?" sagte Lina, indem sie die kritzlige Handschrift des Patrons Mormell erkannte.

„Hm.. rathe, Cousine!.. hä, hä!" antwortete der Patron.

„Das ist von Dir, Onkel!"

„Keineswegs.. hä... rathe, Cousine!"

Lina betrachtete die Schachtel und die Inscription; endlich hörte sie, daß es darin pickte.

„O, Onkel, es ist eine Uhr!"

„Weiß nichts, Cousine, weiß gar nichts! Brich Du Dein Weihnachtsgeschenk — es kommt gewiß von einem guten Freunde."

Die Schachtel wurde geöffnet, und in derselben lag die kleine von der seligen Frau geerbte goldene Uhr, das wegen seiner Form sogenannte Ochsenauge.

„Dank, lieber Onkel! Nicht solltest Du..."

„Ja, warum denn nicht, Cousinchen? Ich habe jetzt beinahe vier Jahre auf Lundby gewohnt; Du hast mich so vortrefflich gepflegt, als ob ich Dein eigner Vater gewesen wäre; alle Bekümmernisse sind von mir wie weggeweht; Gott segne

die Cousine Odelstam und die Cousine Lina dafür! So glückliche Tage habe ich nicht gehabt, seitdem die Selige von mir ging."

„Sage nichts davon, bester Onkel!" sagte Lina; „doch herzlichen Dank!"

„Weißt Du, Cousine, es ist besser so, wie es jetzt ist — ja, ja! — Malmén weiß es, er!... Doch das Glück ist bei mir gewesen, und Du auch, Cousine — hm!... Nicht Ursache zu danken!... Doch, Cousine — einst, wenn der Alte stirbt, sieh, da wirst Du bei dem kleinen Ochsenauge des Onkels Mormell gedenken."

Der Drechsler und seine Schwester waren ebenfalls dort und brachten Weihnachtsgeschenke mit. Der Patron erhielt einen Stock mit einem zierlich geschnitzelten Kopfe.

„Bei Andern ist's gut, doch daheim ist's geheim, so deutete die selige Gustafwa ihr Märchen," seufzte die Capitainin, als sie am Abend nach Lundby zurückkam; „doch daheim fehlt sie uns."

„Beste Mutter!" sagte Lector Friman mit glänzenden Augen: „wenn irgend jemand daheim ist, so ist es Gustafwa. Wir Andern sind noch auf der Reise und machen uns das Nachtquartier so wohnlich wie möglich; doch dieses ist nicht das Ziel der Reise; wir fühlen es an uns selbst, wie es sein soll in der wahren und einzigen Heimath, und wir sammeln uns, Gatten, Eltern und Kinder in unsern irdischen Heimen in der Liebe, gleichwie die Engel dort in Liebe leben und nur von einem Bedürfnisse gefesselt werden, nämlich sich gegenseitig zu lieben... Doch, Mutter! wenn auch wir dereinst be-

freit werden: glaubst Du nicht, daß wir, wenn wir über die Schwelle des Himmels treten, einen flüchtigen Blick auf die Erde zurückwerfen, aber dennoch voll himmlischer Seligkeit in die rechte Heimath eingehen? Bei Andern ist's gut, aber daheim ist's doch geheim!"

[illegible] Land!"

„Weißt Du, Cousine, es ist besser so, wie es jetzt ist — ja, ja! — Niemand weiß es, er!... Doch das Glück ist bei mir gewesen, und Du auch, Cousine — hm!... Nicht Ursache zu weinen! ... Doch, Cousine — einst, wenn der Alte stirbt, [illegible] Du bei dem kleinen [illegible] des Onkels [illegible]

Der [illegible] seine Schwester waren ebenfalls dort [illegible] mit. Der Patron erhielt einen [illegible] geschnitzten Kopfe.

„Im Auslande ist's gut, doch daheim ist's geheim, so betitelte die selige [illegible] ihr Märchen," seufzte die Capitainin, als sie am Abend nach [illegible] zurückkam; „doch daheim fehlt sie uns."

„Beste Mutter!" sagte Lector [illegible] mit glänzenden Augen: „wenn irgend jemand daheim ist, so ist es [illegible]. Wir Andern sind noch auf der Reise und machen uns das Nachtquartier so wohnlich wie möglich; doch dieses ist nicht das Ziel der Reise; wir fühlen es an uns selbst, wie es sein soll in der wahren und einzigen Heimath, wo wir sammeln uns, Gatten, Eltern und Kinder in unsern irdischen Heimen in der Liebe, gleichwie die Engel dort in Liebe leben und nur von einem [illegible] gestellt werden, nämlich sich gegenseitig zu lieben... Doch, Mutter! wenn auch wir dereinst [illegible]

Pure Kinderei.

Charakter-Skizzen von Onkel Adam.

Die Spielkameraden.

Oft denk' ich der vergang'nen,
Der schönen Jugendzeit
Mit ihrer unbefang'nen
Und schönen Heiterkeit.

Sonnenschein und schönes Wetter. Die Wiese war grün, die Sommersonne schien, die Vögel zwitscherten, der Bach murmelte — alles war so stille und friedevoll. Was ganz allein die Ruhe störte, das waren zwei muntere Knaben, welche mit einander kämpften und sich auf der weichen Grasmatte tummelten. Dies geschah an einem Sonntagsmorgen vor vielen Jahren.

Jetzt begann das Geläute der Glocken in der fernen Landkirche: es klang so feierlich und ernst über den Landsee herüber. Es giebt nichts schöneres, als auf einer lenzfrischen Wiese zu sitzen, auf welcher die Schmetterlinge unter den Blumen umherflattern, und die Vögel in den Bäumen singen, und den entfernten Klang der Kirchenglocken zu hören, da ist man in der eignen Kirche Gottes und sieht den Himmel offen über sich und fühlt, wie der Geist drinnen im Herzen die Thür zur Hälfte öffnet und das Licht hereinströmen läßt in den engen Raum, so daß jeder Winkel erleuchtet wird.

„Hörst du," sagte der eine Knabe, ein rothwangiger gesunder Junge, dessen helles gelocktes Haar auf die breiten Schultern herabwogte, „hörst du, Adolf, wie schön das klingt! — Hörst Du! Glaubst Du nicht, daß Gott hier eben so gut ist, wie dort in der hölzernen Kirche?"

„Vielleicht ist aber der Magister in die Kirche gegangen und sieht es nicht gerne, daß wir nicht auch dort sind."

„Ha ha — du bist ein kleiner verständiger Mensch; doch sieh, das ist ganz einerlei, wenn wir nur fröhlich sind — und rein vor dem Herrn. Weißt du: ich rede so gerne mit der alten Frau Blomell — das ist eine fromme Alte! sie hat vieles erlebt, vieles gelitten und ist dennoch fröhlich und freundlich. „Wenn es Gott gefällt!" — sieh, das ist ihre Weisheit: „wenn es Gott gefällt."

„Ja, gewiß ist sie gottesfürchtig: bei ihr liegt immer die Bibel und das Gesangbuch auf dem Tische."

„Nein, Adolf, darin liegt die Gottesfurcht nicht; denn diese Bücher liegen auch auf dem Tische der Tante Eulalia, und sie ist, wie Vater sagt, ein Haar vom Satan selbst; wohl aber liegt sie darin, wenn man denkt: „Wenn es Gottes Wille ist!" Ja, siehst Du, man glaubt nicht an Gott, wenn man nicht alles in Gottes Hand stellt: er mag es lenken und stellen, wie er will, denn er, der dies alles so herrlich gemacht hat, lenkt es nicht schlimmer, als daß ich es tragen kann. Darum bin ich so froh, denn ich denke wie die alte Blomell: Wenn Gott will, so werde ich wohl ein Mann zu seiner Zeit."

„Ach! wie lustig ist es doch!" rief Adolf lebhaft. — Dieser Knabe war gleichwohl eine ganz andere Natur, als sein Gefährte: er war kleiner, magrer, nicht so stark und so gut gebaut; man sah es ihm an, daß einige Magister das Ebenbild Gottes gehegt und gepflegt hatten, ehe es Zeit war, und daß

sie den Körper hatten beim Buche sitzen lassen, bis die Seele nach bloßem zwölfjährigen Aufenthalte in demselben sich schlechter logirt fühlte, als etwa erlaubt war.

Jetzt spielten gleichwohl die beiden Knaben mit einander.

Um den Leser mit Beiden bekannt zu machen, müssen wir erwähnen, daß die beiden Knaben Geschwisterkinder waren, nämlich auf die Weise, daß der Capitain Alm, Gustaf's Vater, der Bruder der Patronin Löfling, Adolf's Mutter, war.

Da haben wir die Verwandtschaft.

Der Patron Löfling, der Besitzer des Eisenhammers Klintinge, war ein ernster Mann, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, jeder Augenblick sollte „nützlich" angewendet werden. Hier ist nur die Frage, ob ein Kind seine Zeit nützlicher anwendet, wenn es über einem Buche hängt, welches es nicht versteht, oder wenn es spielt und sich im Freien bewegt. Man greift hierin sehr oft fehl. Der Geist des Kindes ist ein Ansiedler hier auf Erden, und man zerstört das Haus, worin er wohnen sollte, ehe er nur eine Ahnung von dem Zwecke hat, wegen welches er hierher in das Erdenleben gekommen ist.

„Der Junge soll studiren!" sagte der Patron. „Je früher er anfängt, desto mehr lernt er; je früher er in die Abhängigkeit von einem fremden Willen kommt, desto besser wird seine Kraft sich durch das Leben hindurch kämpfen; darum muß Adolf jetzt Unterricht haben und lesen lernen." So sagte der Patron, als Adolf nicht älter war, als vier Jahre, und nun hatte der Knabe acht Jahre lang seinen Vorrath an Kenntnissen vermehrt. Der eine langweilige Magister hatte den andern abgelöst, und um dem Patron zu genügen und beim Schlußexamen von seinem Schüler Ehre zu haben, hatte jeder es versucht, ihn mehr zu lehren, das heißt ihm in das Magazin seines Gedächtnisses alle Arten von gelehrten Gegen-

ständen durch einander einzupfropfen. Ein solches kindliches Gemüth gleicht auf ein Haar einem Möbelladen, in welchem man alle Arten von Möbeln eingestauet sieht: die Stühle stehen auf einander gepackt in Haufen, ein großer Schreibsecretair steht vor einem Sofa: man muß darüber hinwegklettern, um an das Sofa zu kommen, nämlich mit den Füßen, und wollen wir den Secretair öffnen, so steht ein Schrank im Wege. Mit einem Worte: das ganze kostbare Ameublement, welches sich in verschiedenen Zimmern geordnet vortrefflich ausnehmen würde, steht dort wie ein Plunder und ohne Nutzen. Und so muß es hernach auch bleiben: ist der Geist einmal an das Magazinleben gewöhnt, so hat er auch keinen Platz übrig, in welchem er die Möbeln aufnehmen könnte.

Dagegen war der Capitain Alm kein berechnender Mann, und ließ seinen Jungen Gustaf mitgehen: er fischte, und auch da war er mit dabei, und so hatte dieser günstige Herr zehn Jahre lang gefaulenzt, als ein Brief von dem Patron ankam und die Verhältnisse änderte. Es hieß darin: „Mein Adolf ist kränklich: er braucht einen Spielfreund und Lesekameraden, denn die Aerzte haben erklärt, die Brust sei angegriffen; dieses ist mir jedoch unbegreiflich, da wir so äußerst vorsichtig gewesen sind, daß der Junge kaum hat hinausgehen dürfen. Inzwischen, lieber Schwager, ist ein Kamerad nothwendig für ihn, und du könntest deinen Gustaf herschicken, damit er Theil nähme an dem Unterricht des Magisters Broquist, eines in jeder Hinsicht vortrefflichen, ernsten und fleißigen jungen Mannes, der sich so viele Mühe mit Adolf gegeben hat, daß dieser im letzten Jahre ganz ungewöhnliche Fortschritte gemacht hat.“

So lauteten zum Theil die Verba formalia in dem Briefe des Schwagers Löfling. Darauf wurde denn in dem Fami-

lienrathe beschlossen, daß Gustaf zu Löfling's reisen sollte; „denn etwas sollte er doch wohl werden," hieß es.

„Ja, er soll erst ein rechter Mensch werden, mit rechten Gliedern und Gliedmaßen," sagte der Capitain, „mit Lungen, welche die Luft ertragen, mit einer Haut, die Wärme und Kälte erträgt; und hat er dann Kopf, so geht es schon von selbst ohne alle diese Umstände, welche der Schwager Löfling macht. Laß den Jungen erst einen Kopf haben, mit dem er denken kann, so kommen die Gedanken, die Gelehrsamkeit und alles, was dazu gehört, von selbst."

Gustaf wurde daher zu dem Patron geschickt. Er fand die ganze Anordnung langweilig, war jedoch zu allem Glücke dazu hingekommen, daß er „um der Gesundheit willen" mit Adolf spielen sollte, und dieses konnte er vortrefflich.

Sechzehn Jahre später.

Sie werden Staatsbeamte,
Die kürzlich Knaben war'n.

Ein Bedienter in kostbarer Livrée trat in das Zimmer des königlichen Secretairs Löfling.

„Habe ich die Ehre, mit dem königlichen Secretair Herrn Löfling zu sprechen?"

„Ja," antwortete ein Jüngling, indem er sich langsam von dem mit Actenstößen bedeckten Schreibtische erhob. „Ja — was giebt's?"

„Seine Excellenz Reuterholm*) wünscht heute Vormittag um elf Uhr mit dem Herrn Secretair zu sprechen."

„Vermelde Er Seiner Excellenz meine Ehrfurcht, und sage Er, daß ich kommen, daß ich mich dem gnädigen Befehle gemäß einfinden werde! Adieu, mein Freund! Melde Er meine..."

Der Bediente war schon hinweggeeilt, als das Wort „Ehrfurcht" über die bleichen Lippen glitt.

---

*) Der allmächtige Günstling des Herzogs Carl von Södermanland (später Königs Carl XIII.) während der vormundschaftlichen Regierung 1792—1796. Anm. d. Ueb.

„Was kann er von mir wollen? Ich mag den Mann nicht mit seinem unbändigen Hochmuthe... hm! Doch man muß klug sein, man muß... Meine Gesundheit und meine Laune leiden; doch was soll man wohl thun, wenn man mit der Zeit Ruhe und Glück haben will?... Arbeiten, entsagen. Wer doch so gesund wäre wie Gustaf, so froh wie er! Aber, Herr mein Gott, man kann doch wohl nicht sein ganzes Leben ein Kind sein? Er ist jetzt Magister, Docent — ja, ohne Brot; doch mit den besten Hoffnungen — ohne Aussichten, doch durch einen sonderbaren Glücksstern mit Einsichten. Er brach sich eine Bahn, wie ein Bergsprenger sich einen Weg bricht: er hatte Kräfte gesammelt. Hm!... es ist doch sonderbar!... Er hat seine wunderlichen Gedanken. — „Ihr Fleißigen," sagte er, „verschießet Euer Pulver in Vorpostengefechten; ich dagegen habe das meinige gespart, bis es Ernst wurde." — Hm! eine kindische Seele!"

Während dieses Selbstgesprächs zog er die mit Gold besetzte Uniform der Kanzlei an. Mein Gott, wie eingepfropft sah er aus in der prachtvollen Kleidung! das blasse, nachdenkende Gesicht, das wohlgekämmte, dünne Haar, die magere, schlecht gewachsene Gestalt sah gespensterhaft aus.

Der königliche Secretair eilte, und nach wenigen Minuten stand er in dem Vorzimmer des mächtigen Mannes. Er wurde sogleich hineingelassen.

Die Excellenz war gekleidet in einen eben so kostbaren als bequemen Morgenrock; sein Gesicht versprach nichts Gutes; die Augen blitzten, als er sich an den Aufwartenden wendete, der seine tiefe Verbeugung machte.

„Sie haben einen Vetter in Upsala; er heißt Alm, ist Magister, Docent und so weiter!"

„Ja, Ihre Excellenz!"

„Was ist das für ein Kerl?"

„Ich kenne... ihn... ich kenne ihn so wenig... ja wirklich, ich... wir haben als Kinder mit einander gespielt und....."

„Das ist gut für Sie!.. Hören Sie! Sie wissen wohl, daß er in einer Gesellschaft gesungen hat — er hat ja Stimme?"

„Ja, eine recht schöne Stimme; er hat dieselbe durch Uebung verbessert, und man sagt, er singt mit wirklichem Talente."

„Das freut mich, besonders da er sie dazu anwendet, um aufrührerische Lieder zu singen."

„Mein Gott!"

„Ja, Sie erschrecken, bester Löfling! Sie sind ein stiller junger Mann; Sie müssen mit der Zeit etwas werden; Sie müssen vorwärts auf der Bahn des Glückes und der Ehre: Sie haben Talente."

„Ihre Excellenz sind allzu gnädig!"

„Ich sage nur meine Meinung. Befleißigen Sie sich jetzt nur, ein tüchtiger Beamter zu werden; erhalten Sie sich Ihre guten Ansichten, mit einem Worte: für den Anfang sollen Sie derjenige sein, der sich Ihres Vetters annimmt. Schreiben Sie einen Warnungsbrief an ihn."

„Ihre Excellenz geruhen gnädigst zu verzeihen; doch er hat so wunderliche Ideen, seine eigenen, freien Ansichten."

„Ach so, frei?... Wir wollen zusehen, daß sie geringeren Spielraum bekommen! Er wird aber doch wohl Verstand haben, er wird doch wohl seinem eigenen Glücke nicht im Wege stehen wollen? Sie können ihn vorsichtig merken lassen, daß seine Ansichten höheren Ortes nicht gut aufgenommen werden, daß man ihn beobachtet, daß er bekannt ist wegen seiner Tüchtigkeit und daß man nur bedauert, daß seine Ansichten seinen Fortschritten hinderlich sein werden. Sagen Sie,

man wollte sich seiner sehr gerne erinnern, wenn die Zeit kommt; er wird mit der Zeit Professor der Naturgeschichte — das ist ja sein eigentliches Fach? — er kann mit der Zeit äußere Belohnungen erhalten... mit einem Worte: stellen Sie ihn zwischen Furcht und Hoffnung: er wäre wohl verrückt, wenn er mit diesem Ohre nicht hören wollte."

„Ich werde versuchen, Ihre Excellenz! Doch dürften Sie entschuldigen, wenn meine Rathschläge nichts fruchten: mein Vetter ist ein wunderlicher Mensch, ein, wie ich hoffe und so lange wie möglich glauben will, redlicher, wenn auch vielleicht verirrter Mensch — und ich will versuchen."

„Gut! Man hört es, daß Sie die Menschen nicht kennen: Alle haben einen Preis, um welchen sie sich kaufen lassen. Mein Freund, das ist die sogenannte Charakterfestigkeit! Adieu, bester Löfling!"

Als der königliche Secretair auf sein Zimmer zurückkam, setzte er sich hin, um an Gustaf zu schreiben. Er schrieb und schrieb—er hatte noch in seinem ganzen Leben keine so schwierige Abhandlung verfaßt. Er hatte eine dunkle Ahnung davon, daß er zu dem Herzen reden müßte; doch um dieses zu können, dachte er nach — und das Herz denkt niemals nach und duldet nichts Gezirkeltes. Sein Brief, obgleich mehrmals geschrieben, obgleich eine Art von Ehrendenkmal über die Selbstständigkeit des Kindes, fiel dennoch nicht so aus, wie er hätte gewesen sein sollen, um Gustafs Ansichten und Handlungsart zu verändern.

Mit dem Angstschweiße auf der Stirn legte Adolf endlich die Feder weg, durchlas noch einmal seinen Brief, setzte hie und da ein Komma, und an andern Orten ein Ausrufungszeichen, unterstrich einige Worte, zum Beispiel: er hätte dieses alles von einem Manne, der dem Herzoge nahe

stände, einem Manne mit unbegrenztem Einflusse und so fort; und nachdem auf solche Weise alles gut zusammengeflickt war, wurde der Brief versiegelt und an Gustaf abgeschickt, welcher jetzt im Sommer draußen auf dem Lande war und ein paar kleine Baronen Sweasköld unterrichtete.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete folgender Maßen:

„Lieber Adolf!

„Ich war nahe daran zu vergessen, daß ich noch in dieser elenden Welt lebte, als ich Deinen Brief erhielt. Hier auf Herrlunda hören wir kein einziges Wort von Gnade und Ungnade, keinen einzigen Hauch von allen Orkanen, welche in den Vorzimmern der Großen heulen, und der Sturm in den Herzen der Glücksucher reicht nicht bis hieher.

„Du kannst Dir gar keinen Begriff davon machen, wie liebenswürdig mein alter Baron ist! Er ist gelähmt an einem Beine von einem Kartätschenschusse, den er im Finnischen Kriege erhielt, da er bei der Flotte diente. Du kannst Dir gar keinen Begriff machen, wie fröhlich wir miteinander leben, wie sehr ich ihn liebe, den fröhlichen Weisen, welchen Alle lieben — und dann die Freiherrin — welche Frau! — Kurz, hier ist alles gut. Doch wirst Du sagen: der Baron von Sweasköld steht höheren Ortes nicht gut angeschrieben! — Welchen Ort meinst Du, lieber Adolf? — An dem allerhöchsten Orte steht er ganz gewiß gut angeschrieben, der liebenswürdige, edle Greis.

„Wenn Du nun ein Herz in der Brust hättest, ein Herz, das vor Freuden und Betrübniß, vor Hoffnung und Furcht wie in einem andern Wesen schlüge! — Doch leider ist Dein Herz eine Art von Uhrwerk. Du siehst es an den großen Uhren, wie viel die Uhr sein muß; Du richtest Dich nach der

Fatalienuhr, und ginge sie auch noch so unrichtig, und darnach stellst Du die Zeiger des Herzens bald zur Rechten und bald zur Linken. Ich dagegen habe einen Sonnenzeiger in der Brust, der nur dann richtig weist, wenn Gottes Sonne scheint, und der keinen Nutzen davon haben kann, wenn man auch noch so viele Dutzend Wachslichte anzündet. Hättest Du nun ein Herz!... Doch einerlei: vielleicht giebt es dort noch einen Funken Feuer, den Du nicht hinweggelangweilt hast mit auswendig gelernten Lectionen und Berechnungen... Höre zu!

„Herrlunda hat eine hohe Lage, also eine weite Aussicht. „Wer wohnt in dem kleinen Hause jenseit des Sees?“ fragte ich meinen ältesten Knaben.

„In welchem, Herr Magister?“

„Ich meine das dort am Waldberge ... jenes kleine graue.“

„Dort wohnt eine alte blinde Pastorswittwe.“

„Allein?“

„Nein, sie hat ihre Enkelin, ein junges Mädchen, Namens Emili, bei sich.“

„So so!“ war meine Antwort; doch hatte ich meine eignen Gedanken. Diese Mamsell Emili war mir ein Räthsel: noch niemals hatte ich sie gesehen, kaum sonst jemand; niemand redete von ihr, und vielleicht war ich der Einzige, welcher wegen eines eigenthümlichen Umstandes seine Aufmerksamkeit auf sie gerichtet hatte. Ich hatte in einigen Nächten nicht ruhig schlafen können — keine weltlichen Sorgen waren die Ursache; doch kannst Du wohl begreifen, wenn man in de Natur forscht, so stößt man überall auf unbeantwortete Fragen, und da zerbricht man sich seinen dummen Kopf, um möglicher Weise zu verstehen, was doch kein Mensch verstehen kann. Du bist glücklicher: in Deinen in Leder gebundenen

Gesetzesbüchern und Gesetzessammlungen mußt Du eine Lösung finden — wie elend diese sein mag, darüber will ich übrigens kein Wort verlieren — Du erhältst doch eine Lösung, die Dir den Rücken frei hält. So aber ist es nicht mit uns, die wir gezwungen sind, Gottes ewige Gesetze zu erforschen. Doch genug, mein blasser Junge! ... Nun ging es so, daß ich einmal in jenes Fenster guckte — seit dieser Zeit thue ich das in jeder Nacht, und, siehst Du — in dem halb verhüllten Fenster bei der alten Pastorswittwe — wahrscheinlich giebt es keinen Menschen im ganzen Kirchspiele außer mir in meinem hochgelegenen Zimmer, der es sieht — in diesem verhüllten Fenster leuchtet ein Licht so zwischen zwölf, eins, zwei, drei, vier Uhr des Morgens. Was ist das? Schlafen diese Leute nicht, oder schläft die Blinde bei Licht? Ich bin ein Forscher und wurde neugierig. Da ich in meiner Etage allein wohne, so beschloß ich ganz im Stillen eine Entdeckungsreise zu machen. Das geschah in einer Nacht, in einer dunkeln Nacht; das Licht schien klar in dem kleinen Fenster und ich schlich hinaus, ging hinunter an den See, band ein Boot los und ruderte — Du verstehst wohl, daß ich ein Boot rudern kann — und ruderte über den kleinen See. Ich stieg die Anhöhe hinauf, so gut ich konnte, über die Wiese hinweg, und kam bald in die Nähe des Hauses. Ich kam an einen kleinen Garten; alles in demselben war geputzt und fein, Büsche und Blumen — das merkte ich, weil ich auf die Beete trat — also die Leute wollten es angenehm in ihrer Nähe haben. Die Mamsell sitzt wohl und legt Patience, kann ich mir denken, roth und schwarz, ob sie einen reichen Mann bekommen wird.

„Dieser Reichthum ist eine garstige Lockspeise für die armen Mädchen: sie nehmen einen Schrank oder eine Biertonne, einzig und allein um des Geldes willen.

„Doch weiter! jetzt galt es, hineinzusehen; denn bei näherer Erfahrung war eine Gardine vor dem Fenster, obgleich das Licht an der Seite herausleuchtete. Ich schlich mich an das Fenster und sah einen kleinen Theil des Zimmers. Ich sah die Hälfte von dem Portait eines Geistlichen, der eine Bibel in der Hand hielt — das war wohl der Großvater, kann ich mir denken. Darunter hing eine Taschenuhr, dick wie eine Rübe: auch sie hatte wohl dem Großvater gehört; und ferner stand dort ein großer Tisch. Auf dem Tische lag eine große Menge Zeug und Flicken, größtentheils zu Hause gewebt; jetzt erblickte ich eine kleine hübsche Hand mit dem Fingerhut auf dem einen Finger ... ach ja, das Mädchen näht zur Nachtzeit ... jetzt verstehe ich! — sie ist fleißig, das arme Kind, um ... hier stand mir der Verstand still ... o ja, um sich ein neues Kleid zu schaffen. Ich stand lange in Vermuthungen versenkt da, ehe ich mich nach Hause zurück begab. Kein Mensch hatte mich bemerkt. Als der Bediente am Morgen meine Stiefeln herausholte; schlief ich wie ein gutes Kind den Schlaf der Unschuld ...“

„O Du mein Gott, welch ein Junge!“ murmelte der königliche Secretair. „Wie kindisch! Und kein einziges Wort als Antwort auf meinen Brief! Was soll ich der Excellenz antworten?“

„Inzwischen,“ (fuhr er fort zu lesen) „inzwischen war jetzt meine Neugierde geweckt: ich mußte sie sehen. Nach den Händen zu urtheilen war sie ein feingebautes Wesen, vielleicht schön, und überdies fleißig, arm, schutzlos, die einzige Stütze ihrer Großmutter.“

„Er ist verrückt, ganz verrückt!“ murmelte der Lesende.

„Gestehe nun, daß dies kindisch war; auch kam die Strafe bald nach.

„Meine gute Freiherrin, die mich sonst immer so sanft anlächelte, hatte einige Tage später einen betrübten Zug in ihrem Gesichte, ein leichter Seufzer schlich sich aus der Brust, als ich ein Wort darüber fallen ließ, was ein edles Weib wäre. Mein Baron war gleichsam ein wenig geschraubt: er hieb das Gespräch kurz ab, ohne wie sonst freundlich an demselben Theil zu nehmen.

„Bald kroch die Wahrheit ans Licht. Der Bediente hatte Erde an meinen Stiefeln gesehen; aus dem Häuschen der Pastorswittwe hatte sich das Gerücht umher verbreitet, daß in jener Nacht Diebe in dem Garten gewesen wären und die Beete zertreten hätten, auch war darauf dort kein Licht zu sehen gewesen. Die Nachbarn hatten in den folgenden Nächten aufgepaßt — mit einem Worte: der Baron wollte mit mir reden.

„Kennen Sie die Mamsell Hedin, Herr Magister?"

„Nein! Wer ist das?" Ich hatte nämlich bis jetzt nur den Namen der alten Wittwe gehört.

„Ist das wahr? Ich wünschte von Herzen, daß es wahr wäre! Reden Sie aufrichtig! Glauben Sie nicht, daß es Spionirerei ist — es ist ein Vater, der mit Ihnen redet."

„Gewiß! ich kenne keine Mamsell Hedin."

„Aber Sie haben sich doch — sagen Sie die Wahrheit, Herr Magister, das wird uns erfreuen! — Sie haben sich doch in der letzten Woche einmal in der Nacht hinausgeschlichen, sind über den See gefahren und in den Garten der blinden Pastorin gegangen?"

„Ich erröthete ein wenig, konnte aber nichts anderes, als lachen. „Wie in Gottes Namen wissen Sie das, Herr Baron? Ja, das ist wahr: ich bin im Garten gewesen, ich habe ein Blumenbeet zertreten und bin beinahe mit der Nase in

einen Rosenbusch hineingefallen — ja, wenn ich mich nicht irre, so war es sogar ein echter."

„So, so! so, so!" erwiederte der Baron weit sanfter oder richtiger vergnügter als vorhin. „Das geschah wohl, kann ich mir denken, um in der Natur zu forschen?"

„Nicht so eigentlich —" und nun erzählte ich ihm die ganze Geschichte.

„Gut, Herr Magister! Sie sind ein wenig kindisch! Was geht Sie das an, ob das Mädchen des Nachts arbeitet oder Patience legt?"

„O, etwa eben so viel, wie es mich angeht, warum der eine Vogel sein Nest rund baut und der andere an einem Stengel hangend — ich bin neugierig wie ein Kind."

„Oder richtiger, Herr Magister, Sie sind ein Kind. Das wird meiner Frau lieb sein: sie hat um Ihretwillen in drei Nächten nicht schlafen können — wir lieben Sie, lieben Sie sehr — und wir fürchteten, Sie könnten in unsern Augen beschmutzt werden: es ist immer hart, wenn man sich getäuscht sieht."

„Dank für das Wort, Herr Baron!" sagte ich, und fühlte deutlich, obgleich ich schluckte und schluckte, daß dennoch in den Augenwinkeln ein paar Thränen waren. „Dank, Herr Baron, herzlichen Dank! Sagen Sie der Freiherrin, sie könnte um meinetwillen ruhig schlafen. Ich werde niemals ärger handeln und denken, als daß sie meine Gedanken und Handlungen sehen darf, so, wie Gott dieselben sieht, und sie braucht also nicht zu sorgen — sagen Sie ihr das — nein, das braucht sie nicht; doch mich auslachen, mich ausschelten, mich erziehen — das mag sie thun."

„Ja, lieber Magister! gewiß war das ein wenig dumm, doch das thut nichts: jetzt ist alles wieder gut."

„Weißt Du, Adolf, da dachte ich an Dich und erzählte, wie Du bist. Adolf, mein Vetter, der jetzt in der Kanzlei des Königs ist, und auf der Treppe des Glückes steht, ist ein kluger junger Mann, der bestimmt Glück machen wird. Hätte er jenes Licht gesehen, so hätte er sich erstlich gar nicht daran gekehrt oder zweitens gedacht: das geht mich nichts an. Nimmermehr wäre er auf den Gedanken verfallen hinüberzufahren: er hätte sich ja eine Erkältung auf den Hals schaffen können! Und vor allen Dingen: was würden wohl die Leute, was würde Excellenz der und der und Graf der und der sagen, wenn sie erführen, daß er zur Nachtzeit ausgegangen wäre? Bewahre mich Gott! Wenn ich doch so eingerichtet wäre, wie er!"

„Ja, das wäre gut!" murmelte Adolf. „Da hätte ich keinen Aerger und keinen Schaden von der Vetterschaft! Was soll die Excellenz denken von der ganzen Familie? Er kann ja auch auf mich Verdacht werfen!"

„Am folgenden Sonntage war vorgespannt. Wir wollten in die Kirche fahren: doch nicht in die Herrlundaer, sondern in die Björksjöer Kirche, das heißt: wir mußten ziemlich weit fahren.

„Der Magister und die Knaben fahren mit!"

„Und wir fuhren.

„Die Leute auf dem Kirchplatze bei Björksjö betrachteten mit Verwunderung das stattliche Gespann; ich sah es den Meisten an den Augen an, daß sie weniger an den Herrn ihren Gott dachten, als an den gnädigen Herrn Baron auf Herrlunda, der mit vier Apfelschimmeln vor der Kutsche, mit blinkenden Sielen und mit einem Kutscher in Livree daher gefahren kam, nicht zu gedenken der Plaudertasche, ich meine den Bedientenbengel, der seine dicke Nase hoch über den Bauerhaufen erhob. Bildung und Vornehmheit gilt dergleichen Leuten

für eine ansteckende Krankheit: es giebt keinen Bedienten in der Welt, der nicht meint, daß ihm nicht wenigstens der Verstand der Herrschaft eingeimpft ist.

„Ich erhielt mit meinen Eleven einen Platz auf dem Chore an der Seite der Männer. Kaum begann das Eingangslied, so erblickte ich eine alte Frau mit weißen Haaren, welche, geführt von einem jungen Mädchen, zur Kirchthür hereintrat und sich unten in der Kirche setzte. Ich errieth es, daß sie die Pastorswittwe, und das Mädchen diejenige war, deren Finger ich schon gesehen hatte. Sie war nicht schön; ein Zeughut oder eine sogenannte „Krähe“ verbarg auch die Gesichtszüge allzu sehr. Daß sie sich um die alte Großmutter viel Mühe gab, ersah ich daraus, daß der Hut der Alten nicht diese unglückliche altmodische Form hatte, welche alte Pastorswittwen gewöhnlich anwenden. Ich sah keine dreißig Jahre alten, halbzerbrochenen Federn von dem Gipfel herabwehen, nicht diesen schwarzen Anstrich, welcher die letzte Schminke eines abgetragenen und hundertmal ausgeblichenen Hutes ist. Mit einem Worte: die Alte war einfach, aber doch gut gekleidet. Was ich vor allen Dingen bemerkte, war, daß das Mädchen eben so einfach war; die einzige Zierde, die ich sah, war ein kleines hellrothes, um den Hals geschlagenes Tuch.

„Die Predigt des Pastors war gut eingetheilt. Es ist mir fast, als ob dergleichen geistliche Reden, welche so ordentlich und so genau berechnet sind, einer Mixtur gleichen, welche die Aufschrift führt: „Stündlich einen Eßlöffel voll,“ während ich wünschte, daß der arme dürstende Mensch in vollen Zügen Wahrheit und Licht tränke, sich satt tränke, und zwar nicht an dem rhetorischen Haferschleim, sondern aus dem lebendigen Wasserborne der Gnade. Er gab mir also Zeit genug, das Mädchen zu betrachten; doch der Baron machte es noch besser,

denn als er hinausging, klopfte er leise auf die Schulter der alten Frau und sagte: „Guten Tag, beste Frau Sjöström! Wie befinden Sie sich?"

„O! es ist wohl nimmermehr der Herr Baron selbst?" sagte die Alte mit einer Verneigung. „Herr Gott, ist der Herr Baron heute in unsrer Kirche?"

„Ja, Frau Sjöström: ich, unser Informator, der Magister Alm, und die Knaben sind hier; und wissen Sie was? Meine Frau sagte zu mir: wenn du Frau Sjöström und Mamsell Hedin siehst, so bitte sie mitzukommen."

„Mein Gott, das kann ich nicht in diesem Anzuge!"

„O, Frau Sjöström, so wie man gekleidet ist, wenn man in Gottes Haus geht, so kann man auch in das eines Menschen gehen."

„Gott sieht aber nicht die Kleider an."

„Das thun auch wir nicht... So, hier ist der Wagen! Frau Sjöström und ich sitzen auf dem Hintersitze und die Mamsell und die Knaben fahren rücklings; der Magister nimmt Platz auf dem Kutschbocke."

„Das ist mir ein Schelm von einem alten Baron! Wir fuhren."

„Es giebt viele böse Menschen, Frau Sjöström."

„Ja, Herr Gott! Sie haben wohl gehört, Herr Baron?"

„Ja, ein wenig."

„Aber was wollen sie bei mir armen Frau suchen? Und dennoch war ein Kerl mit richtigen Absätzen in unserm Garten gewesen und hatte dicht vor unserm Fenster umhergeschnüffelt. Ich und Emili schliefen beide ganz ruhig, so daß wir gar nichts von der Gefahr wußten, die uns so nahe war. Gott strafe den bösen Menschen, der eine arme, schwache Wittwe bestehlen wollte."

„Ja, Frau Sjöström, darin haben Sie Recht: es kann kein anderer sein, als ein böser Mensch.“

„Ja, und einer, der gar kein Herz hat, und auf das Blumenbeet tritt, welches Emili selbst gegraben und geordnet hat.“

„Mein Baron wollte sich mit mir einen Spaß machen. Du hättest sehen sollen, wie seine redlichen Augen lächelten, je mehr die alte Frau ihre Verdammungsformeln hervorbrachte.

„Wir kamen nach Hause. Ich mußte der alten Frau beim Aussteigen helfen; Emili flog leicht wie eine Feder aus dem Wagen.“

Der Königliche Secretair hielt hier inne. „Mein Gott! mein Gott! die Ehe ist dennoch das höchste Glück des Lebens: auch ich habe mir einen häuslichen Herd gedacht, zu welchem ich fliehen könnte. — Gott sei Lob und Dank, daß Alexandrine nicht ganz arm ist! sie, oder richtiger ihr Vater, besitzt ein recht schönes Vermögen. Also — ja — und ja — sie und keine Andere will ich haben, es gehe, wie es wolle. Ich weiß, daß sie mich liebt — wir haben nicht rein heraus von der Sache geredet; doch verstehen wir uns. Aber dieses ist doch klug, ich handle, wie ein Mann, ein kluger Mann handeln muß. Man wird sehen, daß dieser Narr darauf los geht und eine Bettlerin heirathet! O mein Gott, wie kindisch!“ (Fährt fort zu lesen:)

„Das Mädchen sieht recht gut aus; ich denke sie nicht zu beschreiben, denn sie ist kein Kunstwerk, und du bist ein Kunstkenner; dort oben in der großen Welt ist es gebräuchlich, an der Natur vorbei zu gaffen und nur die Kunst zu bewundern. Auch wird es Einem rasend schwer, auf den Straßen der Hauptstadt die Natur zu entdecken, und darum habt Ihr Euch daran gewöhnt, keinen wachsenden Baum und keinen lebendigen

Vogel, sondern einen in Oel gemalten Baum und einen an einem Nagel hangenden, in Pastell ausgeführten Vogel zu lieben.

„Ich war ein wenig genirt, der Baron aber um so weniger, und dieses in dem Grade, daß die Freiherrin nach der Mahlzeit ganz leise zu mir sagte: „Es macht meinem Manne fast allzuviel Vergnügen, Sie aufzuziehen, und wir sehen es auch wirklich sehr gerne, daß Sie nicht gute Miene zum bösen Spiele machen können. Das ist gut, Herr Magister: da ist man wirklich ein Kind, dem die Uebung fehlt — üben Sie sich niemals! Inzwischen soll es Ihnen bei mir noch schlechter gehen — kommen Sie mit!"

„Was soll wohl daraus werden? Eine Verlobung? das wäre doch allzu dreist!" dachte ich, als ich der Freiherrin folgte, welche Emili bei der Hand nahm und in ihre Zimmer führte, während der Baron mit der Alten plauderte.

„Sagen Sie mir, liebe Mamsell Hedin, welche Einkünfte hat Ihre Großmutter?"

„Sie hat nicht mehr als ihr Wittwengehalt vom Consistorium."

„Das ist nicht viel!"

„Nein, es reicht kaum aus."

„Und dennoch trinkt sie täglich Vor- und Nachmittags Kaffee — das ist Ueberfluß!"

„Das Mädchen erröthete — jetzt war sie wirklich schön — „Die arme Großmutter muß wohl irgend eine Freude haben; sie hat sonst keine."

„Aber woher nimmt sie das Geld dazu?"

„Wir sparen."

„Nun reden Sie nicht die Wahrheit, Emili! Sie sind diejenige, die da arbeitet, um der Großmutter Kaffee zu schaffen, um ihr das Leben angenehm zu machen!"

„Ja, das ist natürlich: gewiß arbeite ich, aber ich muß der Großmutter so viel vorlesen."

„Wann lesen Sie?"

„Bisweilen wohl den ganzen Tag außer den Augenblicken, wenn ich Speise bereite und in unserm kleinen Garten arbeite."

„Und wann arbeiten Sie?"

„Bisweilen."

„Des Nachts?"

„Nein, gewiß nicht: wir gehen um neun Uhr zu Bette."

„Mädchen, Mädchen! Das ist nicht wahr! Du arbeitest die ganze Nacht! — Wann waren Sie dort, Herr Magister?"

„Gegen drei Uhr," stotterte ich.

„Der Magister! War es der Magister?" rief das Mädchen und sprang auf.

„Ja: wir waren neugierig zu erfahren, warum das Licht brannte," erklärte die Freiherrin, „und der Magister hatte die Güte, uns aus der Verlegenheit zu helfen."

„Also kein Dieb!" sagte das Mädchen. „Doch das ist nicht artig!"

„So, Herr Magister! hier hat Ihre Mission ein Ende — Dank für Ihre Mühe!" sagte die Freiherrin mit einem Blicke, den ich verstand. Ich ging.

„Das Resultat war, daß, als die Alte und das Mädchen nach Hause reisten, in dem Sitzkasten ein Lispfund Kaffee und Zucker und eine ganze Menge anderer Dinge war, die der Kutscher abgab, da er nach Hause zurückkehren wollte. „Sie darf sich nicht krank machen," sagte die Freiherrin. „Dank, Herr Magister! Glauben Sie mir, die Alte soll keine Noth leiden."

„Nun, meine gute Freiherrin," fragte ich, „ist es wohl nicht gut, kleine Kinder in erwachsener Gestalt zu haben?"

„Ja, das ist gut — es freut uns, Herr Magister!"

„So stehen die Sachen jetzt. Doch — ich bin verliebt in das Mädchen und bin Docent. Das sieht schön aus. Kannst Du, der Du so reich an Plänen bist, mir einen Plan geben?

„So lebe ich — und wie lebst Du? In Actenstößen bis über die Ohren, kann ich mir denken, angenehm wie früher — mit Memoriren — Magister — Excellenz — und alles auf dem alten Fuße.

„Was aber Deinen langen und vortrefflich abgefaßten Warnungs- und Trostbrief betrifft, so . . ."

„Endlich kommt denn doch eine Antwort," dachte Adolf; „doch sehr kurz. Er behandelt Nebensachen als die Hauptsachen und umgekehrt . . ." (Liest:)

„. . . habe ich nicht eben viel zu antworten. Du kannst jenen Mann grüßen, der dem Herzoge nahe steht — jenen Herrn mit unbegrenztem Einflusse, und ihm sagen, ich bedauerte von Herzen, daß es so übel hier in der Welt stände, daß es Menschen geben könnte, welche einen unbegrenzten Einfluß auf die Ueberzeugung andrer Menschen in Betreff des Rechtes und des Unrechtes haben; dieses ist ganz besonders jämmerlich, wenn es mit Personen geschieht, von deren Entschluß das Wohl und Weh vieler Tausende abhängt. Ich kann mir denken, daß Du den Reuterholm meinst: man kann dergleichen Erbärmlichkeiten, sowohl Prahlereien als auch Feigheit, von keinem Andern erwarten, als von ihm. Sage ihm, seine Spione hätten gelogen, ich hätte keine revolutionären Lieder gesungen; wenn ich jedoch davon singen wollte, daß der Mensch frei sein müßte, so würde ich es thun. Uebrigens kannst Du auf eine passende Weise und in Zucker eingelegt ihm sagen, daß meine Ansichten ihn nichts angehen, und daß ich die Ehre

und das Glück, welches er mir geben oder nehmen kann, für so gering erachte, daß ich keinen Heller dafür geben möchte.

„Lieber Adolf! Laufe ein andermal nicht wieder mit der Leimruthe! Das ist die Bitte

Deines Gustaf.“

„Er ist ja rein verrückt! Ist das eine Antwort für den mächtigsten Mann in Schweden? Kann man, ohne ihn für wahnsinnig zu halten, eine so gänzliche Unbekanntschaft mit allem erklären, was nothwendig ist, um sein Glück zu machen und vorwärts zu kommen? Was soll ich antworten? Was soll ich thun?“

Der arme Königliche Secretär troff von kaltem Schweiß, wenn er an seine nächste Aufwartung bei dem Allmächtigen dachte.

Liebe und Glück.

Tempora enim mutantur
et nos mutamur in illis, und mein
Herz wird dann sehr klein,
Doch mein Verstand wird fein.

„Sie hatten also Recht in Betreff Ihres Vetters," sagte Excellenz Reuterholm; „wir wollen gelegentlich an ihn denken! doch einerlei! . . . Hören Sie, bester Löfling! Ich will Ihnen nützlich sein, so viel ich kann: ich habe einen Plan für Sie ausgedacht."

„Ihre Excellenz sind immer gleich gnädig ohne mein Verdienst!"

„Kein Wort davon, mein Freund! Ihre Ansichten sind gut: Sie können mit der Zeit dem Vaterlande auf mancherlei Weise dienen, und es ist meine Pflicht dienliche Leute hervorzuziehen."

„Ihre Excellenz!"

„Kurz: haben Sie Vermögen?"

„Nein, nicht bedeutend; mein seliger Vater testamentirte meiner Mutter den größten Theil mittelst eines gegenseitigen Testamentes. Ich habe daher jetzt den Schmerz, gezwungen zu sein, mit meiner eigenen Mutter zu rechten." (Mit einem

Achselzucken) „Ihre Excellenz belieben einzusehen, wie unangenehm das ist!“

„Gewiß; doch Familienstreitigkeiten sind so gewöhnlich... haben Sie Hoffnung zu gewinnen?“

„Das beruht darauf, was allerhöchsten Ortes beschlossen wird.“

Ach so, auf nichts anderem? Nun, ich bin überzeugt, daß das Recht auf Ihrer Seite ist.“

„Ja, ich versichere.“

„Und die Summe?“

„Ungefähr funfzehn tausend Reichsthaler an Werth in liegendem Gute.“

„Eine solche Kleinigkeit! realisirt vielleicht kaum sieben! ... doch Sie müssen heirathen — reich heirathen.“

Der Königliche Secretair stieß einen tiefen Seufzer aus — „Ja!“

„Ich habe einen Vorschlag!“

„Ihre Excellenz!“ ... Er konnte nichts mehr hervorbringen, so erschrocken war er.

„Ich kenne ein sehr reiches Mädchen: der Vater ist ein Ehrenmann, sehr reich, von schwacher Gesundheit ... Nun gut, mein Freund, ich will Sie dort einführen; Sie halten um das Mädchen an, ich bürge für das Jawort, und Sie besitzen ungeheure Summen, sobald der Alte in eine andere Welt hinübergegangen ist — wollen Sie?“

„Ihre Excellenz!“ (zitternd) „die Wahrheit zu gestehen, habe ich schon eine Inclination, ein vortreffliches Mädchen, eine...“

„Aha! Sie verwerfen also mein Anerbieten?... Nun, wie heißt denn die Schöne?“

„Alexandrine Lejonstorm.“

„So? sind Sie da?... So!... Freut mich zu hören, daß Sie mit einem der Malcontenten liirt sind! Glück zu, mein bester Herr Secretair!“

Dieser zitterte wie ein Espenlaub — er war dicht daran, von der Anhöhe der Gnade herabzuglitschen.

„Ihre Excellenz haben mir stets so viele Gnade bewiesen; bis jetzt ist noch nichts entschieden.“

„Und Sie werden vielleicht klug mit der Zeit. — Leben Sie wohl! denken Sie nach über die Sache!“

Mit diesen Worten kehrte der Allmächtige dem Clienten den Rücken zu.

Wie düster sah es nicht aus in dem Herzen des armen Adolf! Er mußte entsagen, er mußte den einzigen Funken von Liebe ersticken, der in seiner Seele aufloderte, oder auch fallen — ohne Hülfe fallen. Es war ein harter Kampf, es war zu gleicher Zeit ein Kampf zwischen Liebe und Neid. Ein anderer junger Mann, reicher ausgerüstet als er sowohl hinsichtlich seines innern Menschen, als auch hinsichtlich des Aeußern, stand gleich ihm in Gnaden bei dem Allvermögenden; doch dieser war ganz ungebunden; er würde also das Anerbieten annehmen, würde emporklimmen und darüber lachen, daß er das Spiel gewonnen hätte.

„Ja, Winstedt ist ein Schurke — er wird sie ohne Bedenken nehmen! Was soll ich thun?... Hätte ich doch nur nicht so vielen Umgang gehabt mit Alexandrinen!... Und welche Augen, welches Feuer, welche schönen Lippen, welch ein Klang in der Stimme! Alexandrine! warum bist Du nicht die

Tochter des reichen Mannes? Oder richtiger: warum muß ich in dieser schrecklichen Lage sein?... Was habe ich gethan? Habe ich wohl ein einziges Mal unvorsichtig gehandelt?... Nein! Ich habe jedes Wort auf der Goldwage gewogen, habe alle meine Handlungen geprüft, damit ich nicht anstoßen möchte. Wie konnte ich es wissen, daß Deine Brüder, welche in Schonen sind, zu den Malcontenten gehören? Er weiß doch auch alles, der nichtswürdige Kerl, mit seinen Tausenden von Spionen, die kein Mensch sieht, von denen kein Mensch etwas weiß! Ja; sie gehen gleich einer Pest, einem schleichenden Fluche durch den Staat — und endlich bricht die Pestbeule auf... Was soll ich thun?"

Adolf ging mit eiligen Schritten auf und ab im Zimmer; der Angstschweiß perlte von seiner Stirn herab. Wenn er seine Liebe überwinden konnte, so war es ihm möglich, die Höhe des Glückes zu erreichen; er sah ein, daß der mächtige Mann eigene Absichten mit dem Vorschlage hatte, er schämte sich, daß man ihn für den Charakterlosesten unter der großen willenlosen Schaar hielt; er litt und ärgerte sich.

Die ganze Nacht hindurch war er wach. Sollte er seine Bahn unterbrechen, in einem Augenblicke das mühevoll errichtete Gebäude einstürzen lassen und diejenige heirathen, welche er liebte? Das hieß sein ganzes bisheriges Leben verläugnen.

Er endigte mit einem bittern Lächeln. „Daß ich doch so kindisch, so kindisch sein kann! doch auch ich sollte mein Scherflein an diese Thorheit entrichten, der Gustaf täglich Tribut zahlt! Aber ich bin ein Mann, ich habe Kraft, mein Gefühl zu beherrschen! Ich darf kein Kind sein, wenn das Glück des ganzen Lebens auf dem Spiele steht! Ich lasse mich von der Excellenz leiten — davon habe ich Nutzen."

Er machte also von neuem seine Aufwartung, und wurde

bald präsentirt bei dem Großhändler, Commerzienrath und Ritter Aurin an der Schiffsbrücke*).

Sebastiana Aurin war eine von diesen seltenen, bejahrten Mädchen, welche niemand trotz ihres Reichthums zu heirathen wagte. Sebastiana war bekannt wegen ihres mehr denn heftigen Charakters und ihrer ungeheuren Ansprüche. Die Reichthümer mußten eine tägliche Hölle in ihrem Gefolge haben, besonders da Sebastiana eine von diesen Damen war, die alles für einen Mann sein wollen, das heißt, die ihm nicht erlaubte für jemand oder für etwas anderes hier in der Welt zu leben.

Doch — die Sache wurde abgemacht, und in Beisein der Excellenz und des Vaters Aurin drückte er den ersten Kuß auf die bleichen Lippen seiner Braut.

Er war fieberkrank als er nach Hause kam. Dort lag ein Brief auf dem Tische. Er war von Gustaf und lautete also:

„Lieber Adolf!

„Daß Du mit Deiner Mutter vor Gericht gingst, war nicht gut; daß Du aber durch Intriguen gewonnen hast, ist gemein. Du hättest die Sache der Lotterie des Gesetzes überlassen können; denn wenn der Zufall Dir den Gewinnst geschenkt hätte, so wärest Du höchstens ein Spieler gewesen; jetzt aber bist Du ein schlechter Spieler.

„Ich habe von der Academie den Rath erhalten, von der Docentur Abschied zunehmen, und das habe ich gethan, also bin ich befreit von dieser Art des Glückes.

*) Die Schiffsbrücke ist der Hafen von Stockholm. In den dort befindlichen großen palastähnlichen Häusern wohnen besonders Großhändler. Anm. d. Ueb.

„In der Freude darüber, daß ich ein freier Mensch bin, habe ich um Emili's Hand angehalten und das Ja bekommen. Ach Du! Sie soll meine Gesundheit sein: aus ihren sanften, denkenden Augen will ich täglich Trost und Freude holen; ihre Theilnahme soll mich stärken, ihre Stimme werde ich mitten unter den Stürmen vernehmen.

„Jetzt suche ich eine Dorfschulmeisterstelle; diese erhalte ich. Eine kleine, hübsche Wohnung, geringe Einkünfte, und die schöne Natur um mich her — eine geliebte Gattin an meiner Seite — o, das wird ein Paradies! Grüße den Herrn mit dem „unbegrenzten Einflusse" und frage ihn, ob er Einfluß genug hat, einen Schulmeister auf dem Lande, der mit einem schönen und guten Weibe verheirathet ist, abhalten zu können glücklich zu sein. Siehst Du, armer Adolf! wenn man eine Krähe ist, so kann ein Adler sie mit seinen Klauen packen — einen kleinen, kleinen fröhlichen Colibri läßt er in Ruhe.

„Bist Du schon verlobt? Du gehst und wartest, bis Du etwas recht Nützliches, etwas Extra-Kluges bekommen kannst. Glück zu! Doch für Dein Glück mag ich nicht einen Schilling geben.

Adieu Vetter!"

„Ja, er darf seiner Neigung folgen — das hätte ich auch gethan, wenn meine Stellung so gewesen wäre. Doch — o ja — jetzt ist nichts anderes zu thun, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen!... Ich darf nicht kindisch sein!"

Die Greise.

Und in des Herzens kleinen Kammern,
Wo es sonst so warm, so wohnlich war,
Stehen jetzt die leeren Wände,
Und das Echo nur giebt Antwort,
Wenn ein Freund Besuch zu machen wünscht.

„Man wird alt mit der Zeit,“ sagte Gustaf zu seiner Frau, als er sich am Johannistage anzog, um die Kinder entgegen zu nehmen, welche er heute erwartete. „Siehst Du: der Backenbart ist grau und das Haar weiß.“

„Aber die Augen sind noch eben so fröhlich, wie früher.“

„Das ist Deine Schuld, meine Alte! Ohne Dich wäre ich ein alter Einsiedler geworden, ja vielleicht sogar ein sogenannter vernünftiger Mensch.“

„O, du bist vernünftig genug! Du hast ja viele wissenschaftliche Werke herausgegeben, welche Alle anerkennen.“

„Nein, höre nur Einer die Emili! höre Einer die Alte!“ lachte Gustaf. „Ja, Du bist wie alle Andern! Behüte Gott! der Mann ist ein Säculargenie, versteht sich! alle Menschen erkennen das! Doch höre zu: Wer hat Dir denn gesagt, daß meine Bücher taugen? Die Propstin? der Vogt? vielleicht sogar die Capitainin?“

„O nein! das sagten auch der selige Baron und die Freiherrin.“